

# zeitzeichen

Evangelische Kommentare zu Religion und Gesellschaft



## USA

Ein Land erneuert sich selbst

Staub aus aller Welt KLAUS SIEG / MARTIN EGBERT

Identität und Sühne PETER SCHERLE

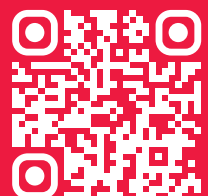
Impfpatente freigeben DAGMAR PRUIN

7



**Mit unserer neuen Web-App  
und Ihrem Abonnement haben  
Sie den schnellsten Zugang:**

- \_ zur aktuellen Ausgabe im Netz,
- \_ zum PDF der Print-Ausgabe,
- \_ zum „z(w)eitzeichen“ mit zusätzlichen aktuellen Kolumnen,  
Kommentaren und anderen Texten
- \_ und dem kompletten Online-Archiv.



## Herausgegeben von

Heinrich Bedford-Strohm  
 Wolfgang Huber  
 Ilse Junkermann  
 Isolde Karle  
 Annette Kurschus  
 Ulrich Lilie  
 Friederike Nüssel  
 Christoph Schwöbel  
 Christiane Tietz  
 Gerhard Ulrich  
 Michael Weinrich



## Liebe Leserin, lieber Leser,

zu meiner Konfirmation vor knapp vierzig Jahren bekam ich auch einen Bildband geschenkt mit spektakulären Fotos aus den USA. „Traumland Amerika“ hieß er und war ehrlicherweise ein ziemlicher Hochglanz-Prospekt, der Lust auf Reisen in die USA machen sollte. Aber er passte zu den US-Serien, die ich im Fernsehen sah, den Hits aus den US-Charts, die ich hörte, und den Jeans und Turnschuhen der US-Firmen, die ich trug. Ein wenig habe ich mich dann im Laufe der Jahre emanzipiert, und der Blick auf die USA wurde kritischer. Doch egal waren mir die USA und ihre Präsidenten nie. Ich jubelte mit Obama, hielt Trump auch aus der Ferne kaum aus und atmete mit sehr vielen anderen auf, als Joe Biden zum US-Regierungschef gewählt wurde. Wie es um die innenpolitische Lage und die außenpolitische Agenda der neuen Regierung bestellt ist und wie sich die Evangelikalen neu positionieren, darüber lesen Sie im Schwerpunkt ab Seite 26. Eine Erkenntnis: Die US-Gesellschaft ist weiterhin eine gespaltene und wird es auf absehbare Zeit bleiben.

Auch in Deutschland bröckelt der gesellschaftliche Kitt, was sich etwa an der oft unnachgiebigen Diskussion um die „Identitätspolitik“ zeigen lässt. Peter Scherle, langjähriger Direktor des theologischen Seminars Herborn, beschreibt einen möglichen Ausweg aus dem problematischen Trend, stets die eigene gesellschaftliche Position als eine des Opfers oder der Identifikation mit Opfern zu definieren. Er verweist auf das christliche Konzept der Sühne. Dieses bietet die Möglichkeit, Verantwortung für eine vergangene oder aktuelle Täterschaft zu übernehmen und eine Solidarität zu zeigen, die jedoch den Viktimisierten ihren Ort nicht streitig macht. Ein sehr lesenswerter Text, der versucht, in der oft spaltenden Debatte eine Brücke zu bauen.

Möglicherweise haben Sie Peter Scherles Text schon auf unserer Website gelesen, wo wir ihn bereits als *z(w)eitzeichen* veröffentlicht haben. So nennen wir ja seit zwei Jahren unser zusätzliches Angebot an Texten, Interviews, Kommentaren und Kolumnen, von denen viele nur online zu lesen sind. Mit unserer neuen Web-App, die Sie ganz einfach auf unserer Homepage herunterladen können, haben Sie schnellen Zugriff darauf (siehe Anzeige links). Und wenn Sie uns erlauben, Ihnen bei jedem neuen *z(w)eitzeichen* eine Push-Nachricht zu schicken, verpassen sie auch keinen Text. Wir versprechen, wir melden uns in der Regel nur zwei- bis dreimal pro Woche.

Wir wünschen Ihnen eine erkenntnisreiche Lektüre, egal ob online oder gedruckt.

Ihr  


Stephan Kosch

# 15



Foto: Roger Töpelmann

## Ein großes Fragezeichen

Der Abzug der Bundeswehr aus Afghanistan steht unmittelbar bevor. Die internationale Gemeinschaft überlässt das Land nicht sich selbst und einem ungewissen Schicksal. So die einhellige Meinung. Doch wie immer der Machtanteil der Taliban aussieht, es gibt kein Zurück. Roger Töpelmann, ehemals Sprecher des Militärbischofs, analysiert die Situation.

## Pragmatisch, vielfältig, flexibel

Carsten Brall, vierzig Jahre alt, ist Pfarrer der lutherischen Kirchengemeinde Bayreuth-Stadtkirche. Er gestaltet die zweite Folge unserer mehrteiligen *zeitzeichen*-Serie über das Selbstbild von Pfarrerinnen und Pfarrern verschiedener Generationen. Brall schreibt: Wir sind öfter mit dem Rückbau als mit dem Ausbau beschäftigt.

# 19



Foto: Andreas Harbach

### POLITIK

- 8 PETER SCHERLE  
Identitätspolitik und Sühne
- 12 GESPRÄCH MIT DAGMAR PRUI  
Freigabe für Impfpotente

### KOMMENTAR

- 11 JÜRGEN WANDEL  
Seid Patrioten!

### GESELLSCHAFT

- 15 ROGER TÖPELMANN  
Rückzug aus Afghanistan

### KOLUMNE

- 18 CHRISTIANE TIETZ  
Eigenartige, vertrauensvolle Nähe

### KIRCHE

- 19 CARSTEN BRALL  
Die Nachrückenden

### THEOLOGIE

- 22 MATTHIAS BRAUN  
Familie in Corona-Zeiten

### USA

- 28 DOROTHEA HAHN  
Joe Bidens erste Monate im Amt
- 31 ANDREAS MINK  
Die neue amerikanische Außenpolitik
- 34 MARCIA PALLY  
Evangelikale nach Trump
- 37 ROMAN ELSENER  
Amerikanischer Traum
- 40 ARND HENZE  
Das Wunder von Georgia
- 43 INTERVIEW  
Gespräch mit Sigmar Gabriel  
„Biden hat nur eine Chance“

### KULTUR

- 47 PAUL MERTENS  
Albert Schweitzer und die Musik

### DAS PROJEKT

- 50 DOMINIK WEYL  
Der junge Bonhoeffer

### REPORTAGE

- 55 KLAUS SIEG (TEXT) · MARTIN EGBERT (FOTOS)  
Die Jagd nach der Wollmaus



Foto: akg

# 26

## Gespaltene Nation

Die wichtigste Demokratie der Welt ist auf der Suche nach sich selbst und nach neuer Einheit. Der Sturm auf das Kapitol im Januar dieses Jahres hat gezeigt, auf welch tönernen Füßen die republikanischen Institutionen der westlichen Vormacht USA stehen. Nun versucht der neue US-Präsident Joe Biden, das Land wieder mit sich selbst zu versöhnen.

### STÖRFALL

- 60 ANN-HELENA SCHLÜTER  
Meine zweite große Liebe

### REZENSIONEN

#### Musik

- 61 KLAUS-MARTIN BRESGOTT  
RIAS Kammerchor/Capella de la Torre:  
Praetorius & Italy
- 61 UDO FEIST  
The Black Keys: Delta Kream

#### Hörbuch

- 62 ANGELIKA HORNIG  
Jutta Person: Esel

#### Bücher

- 62 MAX TRETTER  
Michael J. Sandel: Vom Ende des Gemeinwohls
- 63 KATHARINA SCHOLL  
Lutz Friedrichs: Bestatten

Titelseite: Demonstration vor dem Regierungsgebäude in Columbus, der Hauptstadt des US-Staates Ohio.

Foto: dpa

Gestaltung: Christiane Dunkel-Koberg

## Die richtigen Sorgen

Musik galt in pandemischen Zeiten nicht als systemrelevant. Warum sie aber lebensrelevant ist, das wusste schon der Arzt und Theologe Albert Schweitzer. Der Musikpädagoge Paul Mertens geht der Frage nach, was Schweitzer wohl in diesen Tagen gepredigt hätte.

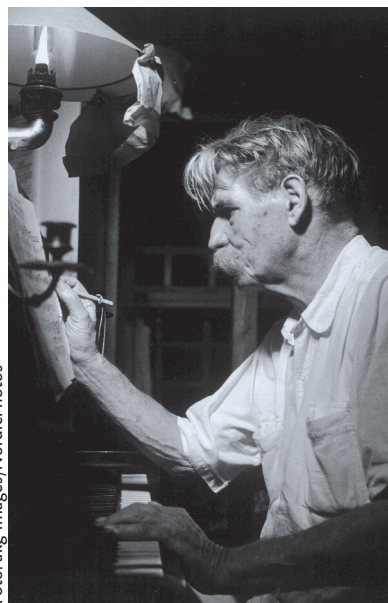


Foto: akg-images/NordicPhotos

# 47

- 63 KLAAS HUIZING  
Michael Welker: Zum Bild Gottes
- 64 MANFRED GAILUS  
Karl Brauer: Für die Freiheit und  
Unabhängigkeit der Kirche
- 65 WERNER THIEDE  
Wilfried Kühling: „... denn das Erste ist vergangen.“
- 66 UDO FEIST  
Arthur Koestler: Mit dem Rücken zur Wand
- 67 ANGELIKA HORNIG  
Lorenza Foschini: Und der Wind weht  
durch unsere Seelen
- 68 KATHRIN JÜTTE  
Jörg Kirschstein: Auguste Victoria
- 68 STEPHAN KOSCH  
Nick Reimer/Toralf Staud: Deutschland 2050

- |                |                    |
|----------------|--------------------|
| 66 Autoren     | 6 Magazin          |
| 64 Buchtipps   | 72 Notabene        |
| 3 Editorial    | 71 Notizen         |
| 69 Filmtipps   | 70 Personen        |
| 67 Impressum   | 73 Punktum         |
| 52 Klartext    | 73 Veranstaltungen |
| 72 Kulturtour  | 74 Vorschau        |
| 54 Leserbriefe |                    |



Foto: dpa

### Kirche kritisiert Bundeswehr-Werbung

Der Friedensbeauftragte der Bremischen Evangelischen Kirche, Pastor Jasper von Legat, hat die seiner Ansicht nach „aggressive“ Nachwuchswerbung der Bundeswehr scharf kritisiert. „Es ist nicht seriös, wenn die Bundeswehr Minderjährige anspricht und ihnen den Beruf des Soldaten als Abenteuerurlaub schildert“, sagte er. Wenn die Bundeswehr 16-Jährigen, die gerade von der Schule abgehen, systematisch Werbung per Post zuschicke oder ihnen in den sozialen Medien Erlebnis-Camps verspreche, sei das keine normale Nachwuchswerbung wie bei Firmen, die Fachkräfte brauchen.

### Gegen Antisemitismus in Schulen

Der Zentralrat der Juden in Deutschland, die Bund-Länder-Kommission der Antisemitismusbeauftragten und die Kultusministerkonferenz haben eine gemeinsame Empfehlung zum Umgang mit Antisemitismus in der Schule verabschiedet. Die Empfehlung gibt eine Orientierung zum Umgang mit den verschiedenen Formen des Antisemitismus, beschreibt ihn in seiner Wirkung und zeigt Maßnahmen der Prävention und Intervention auf. Sie richtet sich vor allem an Lehrkräfte und pädagogisches Personal aller Schularten. Josef Schuster, Präsident des Zentralrats der Juden in Deutschland sagte: „Die Schulen spielen im Kampf gegen den Antisemitismus eine Schlüsselrolle. Daher sind unsere Anforderungen und Erwartungen an die Lehrkräfte hoch. Doch wir wollen sie damit nicht alleine lassen.“

### „Anne Frank Tag“ an 500 Schulen

Mehr als 90 000 Schülerinnen und Schüler an beinahe 500 Schulen haben sich in diesem Jahr rund um Anne Franks Geburtstag am 12. Juni an der bundesweiten Aktion gegen Antisemitismus und Rassismus beteiligt. Unter dem Motto „Blick auf die Geschichte“ stellte das Anne Frank Zentrum den Schulen dafür eine Ausstellung und weitere Lernmaterialien zur Verfügung. Anne Frank ist eines der bekanntesten Opfer des Holocaust. Sie wurde durch die Veröffentlichung ihres Tagebuchs weltweit bekannt. Christine Lambrecht, Schirmherrin des diesjährigen „Anne Frank Tags“ und Bundesministerin der Justiz, sowie der Holocaust-Überlebende und Zeitzeuge Tswi Herschel waren bei einer Feier mit Videobotschaften vertreten.

### Kapitel Jüdische Theologie gegründet

Im Juni hat die Universitätsgesellschaft an der School of Jewish Theology der Universität Potsdam ihr „Kapitel Jüdische Theologie“ gegründet. Damit soll der EU-weit einzigartige Studiengang für Rabbiner und Kantoren unterstützt und gefördert werden. Den Vorsitz bilden unter anderem Infrastrukturminister Guido Beermann und Agrar- und Umweltminister Axel Vogel. Das Kapitel steht unter der Leitung von Harald Geywitz, Präses der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz (EKBO).

### Oppositionsführerin in Gethsemanekirche

Die belarussische Oppositionsführerin Swetlana Tichanowskaja hat in der Berliner Gethsemanekirche an einem politischen Gebet teilgenommen. Gemeinsam mit ihrer Mitstreiterin Tatjana Chomitsch und dem evangelischen Landesbischof Christian Stäblein forderte die ehemalige Präsidentschaftskandidatin dabei die Freilassung inhaftierter Oppositioneller in ihrem Heimatland. Tichanowskaja lebt im Exil in Litauen. Chomitsch sprach in Deutschland für ihre inhaftierte Schwester Maria Kolesnikowa. In einem Grußwort appellierte Bischof Stäblein an die belarussischen Behörden, die Oppositionelle Maria Kolesnikowa, den Journalisten Roman Protassewitsch und die rund 500 weiteren Inhaftierten in Belarus freizulassen.





Foto: dpa

## Bibeln in Deutsch

Der Generalsekretär der Deutschen Bibelgesellschaft, Christoph Rösel, rechnet in den nächsten Jahren nicht mit bahnbrechenden Innovationen bei Bibelübersetzungen. Alle Plätze zwischen wörtlichen Übersetzungen und modernen Übertragungen seien „mindestens schon einmal besetzt“, sagte Rösel in einem Bericht „Zur Lage der Bibel“. Der Generalsekretär sprach bei der Vollversammlung der Deutschen Bibelgesellschaft. Rösel zufolge wird die Vielfalt an Bibelübersetzungen auf Deutsch nur noch von den englischsprachigen Übersetzungen übertroffen.

## Leipzig: „Bachs Messias“ mit Weltstars und mit Live-Publikum

Eigentlich stammt der Messias, wie bekannt, von Georg Friedrich Händel, doch kürzlich Mitte Juni fand in Leipzig „Bachs Messias“ statt. So hatte Michael Maul, der Intendant des Bachfestes Leipzig, die elf Konzerte mit 32 geistlichen Kantaten von Johann Sebastian Bach genannt, mit denen Weltklasseensembles thematisch den Lebensweg Jesu nachzeichneten. Aufgrund der Corona-Hygieneauflagen durften die Konzerte in der Leipziger Thomas- und Nikolaikirche nur 70 Minuten dauern. Deshalb mussten die Kantaten teilweise auch stark gekürzt werden. Das sei ihm sehr schwer gefallen, sagte Maul im *zeitzeichen*-Gespräch, doch dann habe ihn überrascht, wie gut es „dramaturgisch“ funktioniert habe.

Maul knüpfte mit diesem neuen Kantatenprojekt an seinen „Kantatenring“ von 2018 an, als auf dem Bachfest erstmals in geballter Fülle geistliche Kantaten von Johann Sebastian Bach erklingen waren. Werke, die sonst zumeist im Schatten seiner Passionen, der Oratorien oder der H-Moll-Messe stehen. Bis März hatte man in Leipzig noch gehofft, nach dem Totalausfall 2020 das Bachfest „normal“, also mit tausenden Besuchern aus aller Welt, durchführen zu können. Das erwies sich als unmöglich. Deswegen hatte man im Frühjahr umgeplant und wollte die Konzerte in alle Welt streamen – damit hatte man in Leipzig schon gute Erfahrungen gemacht, als am Karfreitag 2020 ein Livestreaming der Johannespassion über 500 000 Menschen erreichte und weltweit Aufsehen erregte.

Am Ende konnte dann aufgrund der verbesserten Infektionslage doch noch in eingeschränkter Zahl „echtes“ Publikum zugelassen werden, und „Bachs Messias“ ging „in Hybrid“ über die Bühne – mit begeisterten Menschen in der Kirche und weltweit am Videostream. Das ausführliche *zeitzeichen*-Gespräch mit Bachfest-Intendant Michael Maul lesen Sie unter: [www.zeitzeichen.net/node/9108](http://www.zeitzeichen.net/node/9108)

Foto: dpa

# Identität und Sühne

Warum reine Identifikation mit den Opfern keine Lösung ist

PETER SCHERLE

**Wer ist Opfer, wer Täter? In der identitätspolitischen Debatte dieser Tage spielt diese Frage immer wieder eine Rolle. Wer sich nicht selber als Opfer sehen kann, zeigt zumindest eine starke Identifikation mit den Opfern und übersieht dabei häufig die eigene Verantwortung. Hier könnte das christliche Verständnis von Sühne weiterhelfen, meint Peter Scherle, langjähriger Direktor des theologischen Seminars Herborn.**

Die Debatte um die so genannte Identitätspolitik wird derzeit an vielen Orten geführt, sie füllt auch das Onlineportal und die Printausgaben von *zeitzeichen*. Doch gleich, wie klug und engagiert die Protagonisten wie beispielsweise der emeritierte Theologieprofessor Ingolf Dalferth in seiner Klage über die bedrohte Wissenschaftsfreiheit an einer US-Universität (zz 2/2021) oder der Journalist Arnd Henze in seiner Replik darauf argumentieren (zz 4/2021) – stets droht der identitätspolitische Sumpf, in dem die jeweils anderen nicht nur als Täter identifiziert werden, sondern in dem das Tätersein ebenso wie das Opfersein essenzialisiert und kollektiv zugeschrieben wird. Um diesem Sumpf zu entkommen, soll hier eine andere Perspektive entfaltet werden. Wir nennen sie die soziale Grammatik der Sühne.

„Je suis Charlie“ – „Ich bin Charlie“. Unter diesem Motto versammelten sich im Januar 2015 Menschen in Frankreich und überall auf der Welt, um ihr Entsetzen über den Anschlag auf die Satire-Zeitschrift

*Es herrscht eine dualistische Aufteilung der Gesellschaft in Opfer und Täter.*

*Charlie Hebdo* zum Ausdruck zu bringen. Es war ein Zeichen der Solidarität mit den Viktimisierten. Ein Zeichen allerdings, das der „Logik der Identifikation“ (Michael Rothberg) folgte. Damit allerdings auch einer

dualistischen Aufteilung der Gesellschaft in Opfer und Täter.

Der amerikanische Literaturwissenschaftler und Erinnerungsforscher Michael Rothberg zeigt in seinem Buch *The Implicated Subject: Beyond Victims and Perpetrators*, dass die dritte Kategorie, die im Zusammenhang der Holocaust-Forschung geprägt wurde, die der „Zuschauer“, ungenügend ist, um die soziale Wirklichkeit zu erfassen. Das Dreieck „Täter – Opfer – Zuschauer“ erfasst nicht, wie sehr diese Kategorien dadurch gekennzeichnet sind, dass die Subjekte in die Produktion und Reproduktion von Prozessen der Viktimisierung und Täterschaft „eingefaltet“ (von lateinisch *implicare*) sind. Primo Levi, darauf weist Michel Rothberg hin, sprach deshalb von der „Grauzone“, die selbst ein KZ nicht auf den Dualismus von Täter und Opfer bringen kann. Die Opfer sind in das Herrschaftssystem der Todeslager eingefaltet. In derselben Art und Weise sind Menschen außerhalb des KZ eingefaltet in die Täterschaft. Und sie bleiben es auch in der Nachgeschichte des Holocaust, die keinen neutralen sozialen Ort ermöglicht.

In der Gründung der Aktion Sühnezeichen im Jahr 1958 wurde eine Möglichkeit der sozialen Positionierung geschaffen, die sich der Monstrosität des Holocaust stellt, ohne der Logik der Identifikation mit den Opfern zu folgen. Vielmehr gleicht sie der „Logik der Nicht-Identifikation“, die Michael Rothberg als eine langfristige Strategie der gesellschaftlichen Solidarität versteht. Über den theologisch geprägten Begriff der „Sühne“ wird jene soziale Position markiert, die Verantwortung für die historische Verwicklung in die Täterschaft im Blick auf den Holocaust markiert, die „im Namen der Deutschen“ geschah. Es geht dabei nicht um rechtlich zurechenbare (Kollektiv-)Schuld und genauso wenig um einen Schuld-Affekt, mit seinen emotionalen und moralischen Aufladungen, sondern um eine Solidarität der Nachgeborenen, die die Viktimisierten und ihre Nachgeborenen nicht der Möglichkeit beraubt, Verantwortung für zugefügtes Leid einzufordern.



Foto: dpa

Es lässt sich unschwer erkennen, dass dies einer christlichen Praxis entspricht, dem Ritual der Buße. Dieses besteht aus einer zirkulären Bewegung: *contritio cordis* und *confessio oris, absolutio und satisfactio operis*. Frei übersetzt: aufrichtige Reue und offenes Bekenntnis, Bitte um Vergebung und Taten, die nichts wiedergutmachen, wohl aber Zeichen der Verantwortungsübernahme sind. Nicht umsonst rufen Viktimisierte in den unterschiedlichsten Zusammenhängen nach „Wahrheitskommissionen“ (die etwa Gewaltdynamiken enthüllen) oder pochen





*Suche nach Versöhnung und Vergebung: Pilgergruppe der Aktion Sühnezeichen im Jahre 1964 im Konzentrationslager Sachsenhausen (bei Berlin). Ursprünglich wollten die jungen Leute mit dem Fahrrad nach Auschwitz pilgern, aber dieses Vorhaben verbot die damalige Regierung der DDR. Auf dem Bild ist auch der spätere Bürgerrechtler Konrad Weiß (Mitte).*

auf eine Verantwortungsübernahme durch Forderungen nach „Reparation“ (etwa für das System der Sklaverei oder die Auslöschung von indigenen Völkern). Nichts davon kann geschehenes und fortwirkendes Leid wiedergutmachen. Aber ohne solche Schritte, in denen Menschen sich in den Zirkel der Täterschaft stellen, kann es keine Vergebung, keine offene Zukunft geben.

Theologisch nimmt der Begriff Sühne ernst, dass es – jenseits von Eden – kein menschliches Leben ohne Verwicklung in Täterschaft gibt und geben kann. Das

entscheidende Heilsereignis sieht der christliche Glaube darin, dass Gott selbst sich in diese menschliche Geschichte verwickelt hat. Im gekreuzigten Christus gesellt sich Gott zu den Viktimisierten, denen er die Pforten des Reichs der Toten aufsprengt (Karfreitag) und sie mitnimmt in das ewige Leben, in dem sie aufgerichtet und geheilt werden (Ostern). Der Gekreuzigte aber bittet im Sterben auch für uns alle, die in die menschliche Täterschaft verwickelt sind: „Vater vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.“

Wem diese Sichtweise des Glaubens fremd ist, der darf daran erinnert werden, dass sich die soziale Grammatik der Sühne längst säkularisiert hat. Das reicht von der deutsch-französischen Aussöhnung nach 1945 über die Wahrheits- und Versöhnungskommission in Südafrika nach dem Ende der Apartheid bis zum Täter-Opfer-Ausgleich im Bereich des Jugendstrafrechts.

Von den Freiwilligen der Aktion Sühnezeichen erfordert die soziale Grammatik der Sühne eine Haltung, die darauf verzichtet, von den Viktimisierten Versöhnung

einzufordern. Mehr noch: Die Freiwilligen, die ihren Dienst vorrangig in sozialen Einrichtungen tun, müssen den Schmerz und eine damit zusammenhängende Bitterkeit von Menschen, die zu Opfern gemacht wurden und werden, aushalten.

Der Theologe Friedrich-Wilhelm Marquardt (1928–2002) hat das auf die Formel einer „Ethik des Gemiedenseins“ gebracht. Es geht darum, sich nicht mit den Viktimisierten zu identifizieren (nach dem Motto: Ich bin Anne Frank; Ich stehe auf der Seite der Opfer), sondern mit der Täterschaft, in deren Produktion und Reproduktion Menschen in Deutschland verwickelt sind und bleiben. Es geht um Solidarität durch Nicht-Identifikation.

Diese Erkenntnis ist aktuell von großer Bedeutung. Es gibt einen auffallenden Trend, die eigene gesellschaftliche Position als eine des Opfers oder der Identifikation mit den Opfern zu definieren. So wächst etwa die Zahl der Deutschen (auf gegenwärtig etwa ein Drittel), die meinen, dass ihre Vorfahren selbst Opfer des Nationalsozialismus gewesen seien oder den Opfern geholfen hätten. Irritierend ist es auch, wenn Menschen mit machtvollen Positionen, wie der ehemalige US-Präsident Donald Trump, sich fortwährend als Opfer stilisieren. Ebenso irritierend ist es bei europäischen Rechtspopulisten, die hemmungslos die Exklusion anderer fordern, sich dabei selbst aber beständig als Opfer von Exklusion darstellen.

Die Genannten lassen sich durch die jugendkulturelle Schmähung „Du Opfer!“ eher nicht schockieren. Sie nutzen vielmehr die Position „Ich Opfer“ zur Diskreditierung aller, die ihre politische Sichtweise nicht teilen. Und sie berauben die – nicht zuletzt von ihnen – real Viktimisierten damit auch noch ihrer Anerkennung. Dabei

*Wir sind alle keine  
Zuschauer, sondern verwickelt  
in Ungerechtigkeiten.*

nutzen sie jedoch eine kulturelle Tiefenströmung in den westlichen Gesellschaften, die die Vorstellung eigener (Mit-)Täterschaft und Verantwortung seit längerem unterspült.

Wie mächtig diese kulturelle Tiefenströmung ist, zeigt sich in jenen linken und liberalen Diskursen, die seit den 1970er-Jahren herrschend geworden sind. Durch

vielfältige soziale Bewegungen angetrieben, wurde die Solidarität mit den Marginalisierten und Viktimisierten zentral für die Kritik an den unterschiedlichsten Formen der Herrschaft. Die Logik der Identifikation wurde zum Kennzeichen solcher Solidarität. Wobei sich schon bald das Problem zeigte, dass sich multiple Diskriminierungen – etwa durch Geschlecht, Ethnie/Hautfarbe oder Klasse – nicht einfach zu globaler Solidarität aufaddieren. Schwarze Frauen, so die Erfahrung schwarzer Feministinnen in den USA, müssen damit rechnen, dass sich weiße Frauen in bestimmten Hinsichten mit weißen Männern solidarisieren. Weiße Frauen aus der Unterschicht wiederum müssen damit rechnen, dass sich schwarze Frauen aus der Mittel- und Oberschicht mit Frauen und Männern aus diesen Schichten solidarisieren. Solche Erfahrungen haben zum Konzept der „Intersektionalität“ geführt, mit dem die Verschränkung der Herrschaftslogiken in den Blick genommen werden sollte, ohne einen der Mechanismen wie Sexismus, Rassismus oder Klassismus zum Hauptwiderspruch zu erklären. Dieses Konzept hat seine Berechtigung, wenn es als Konfliktmodell im Blick auf unterschiedliche Macht- und Herrschaftslogiken verwendet wird.

### Empfindung statt Einbettung

Gleichzeitig allerdings etablierte sich ein Identitätsdiskurs, in dem nicht mehr die soziale Einbettung von Subjekten, sondern die persönliche Empfindung als Kern einer essenzialisierten Identität verstanden wird. Inzwischen hat sich die Figur etabliert, dass sich Einzelne, die sich in ihren Gefühlen verletzt sehen, als Opfer von Diskriminierung und Exklusion verstehen, die „safe spaces“ brauchen. Sie fordern nicht nur Identifikation mit sich als Viktimisierten, sondern auch den Ausschluss von Personen, das Ende von Handlungen und die Abschaffung von Strukturen, durch die sie sich verletzt sehen. Gegenwärtig wird dieses Phänomen im Begriff der „Cancel-Culture“ erfasst.

Diesem Muster entsprechend könnten sich nun wiederum jene als Viktimisierte verstehen, die „ge-cancelled“ oder „gegendiskriminiert“ werden. Der dagegen erhobene Einwand lautet, pointiert gesagt, alte weiße Männer müssten es aushalten, dass sie auf absehbare Zeit – zugunsten von Jüngeren, Frauen, Schwarzen und so weiter – in bestimmten Diskursen nicht mehr

gehört werden sollen, um ihnen ihre Herrschaftsposition zu nehmen. Dieser Einwand blendet jedoch aus, dass die einzelnen Subjekte über Alter, Hautfarbe oder Geschlecht keineswegs in einen Opfer-Täter-Dualismus eingeordnet werden können. Will ich mich als alter weißer Mann dennoch nicht auf meine Befindlichkeit zurückziehen und mich nun ebenfalls zum Opfer stilisieren, dann gibt es zwei Möglichkeiten der Solidarität mit den berechtigten Anliegen, gesellschaftliche Diskriminierungen oder Exklusionen zu bekämpfen: Ich könnte mich entweder ganz auf die Seite der Viktimisierten schlagen und eine persönliche Verwicklung in eine Täterschaft so bestreiten oder zumindest unsichtbar machen. In der stärksten Form wäre die Bestimmung meines Ortes eine Formel wie „Je suis Charlie“. Oder ich könnte gesellschaftliche Verantwortung für eine vergangene oder aktuelle Täterschaft übernehmen und eben deshalb Zeichen der Sühne zu setzen versuchen. Hier wäre die Bestimmung meines Ortes – gemäß der „Logik der Nicht-Identifikation“ – eine Solidarität, die den Viktimisierten ihren Ort nicht streitig macht.

Die Chance der Positionierung durch Sühne-Zeichen besteht darin, dass sie letztlich auch den Viktimisierten die Möglichkeit eröffnet, sich aus der Täter-Opfer-Dichotomie zu befreien. Wenn Täterschaft verantwortet wird, müssen viktimisierte Subjekte nicht in der sozialen Position und Selbstbeschreibung als Opfer verharren. Wo Leid anerkannt, wo öffentliche Verantwortung übernommen wird und wo erkennbare Zeichen einer Veränderung viktimisierender Praktiken und der Bereitschaft zur Übernahme der gesellschaftlichen Kosten gesetzt werden – wo alles das geschieht, da können jene Prozesse in Bewegung kommen, die wir im christlich geprägten Abendland Vergebung nennen. Sie lassen sich aber auch – und vielleicht sogar genauer – als Selbstbefreiung der Viktimisierten aus einer essentialisierten Opferidentität verstehen.

Deshalb ist es ein Problem, wenn Ingolf Dalferth ohne erkennbare Empathie und Reflexion der eigenen sozialen Position die soziale Praxis angreift, durch die Konstruktion von Opferidentitäten gesellschaftliche Ungerechtigkeiten offenzulegen. Denn solche Identitäten werden ja essentialisiert, um die Differenz zwischen Opfern und Tätern sichtbar zu machen. Eine Kritik daran ist nur legitim, wenn die Ungerechtigkeiten offengelegt und dadurch verantwortet werden,

dass eigene Zeichen gesetzt werden, die neue gesellschaftliche Verhältnisse erwarten lassen. Die Antwort auf die „Gegendiskriminierung“ an Universitäten und die Forderung nach einer reparativen „restorative justice“ (für jene, die Diskriminierung und Ausschluss erfahren) müssten deshalb in einer kreativen neuen *universitas* des Forschens und Lehrens gesucht werden, die einer Art „creative justice“ entspringt.

Ein noch größeres Problem ist es allerdings, wenn Arnd Henze sich mit denen solidarisiert, die im Namen kollektiver Opferidentitäten auftreten. Denn auch er wäre identitätspolitisch denselben essentialisierten Täterkollektiven zuzuordnen wie Ingolf Dalferth. Als Deutscher wäre er als „Mensch mit Nazihintergrund“ (Moshtari Hilal und Sinthujan Varatharajah) identifizierbar, als weißer Akademiker hat er Teil an der „white supremacy“ und wäre als Rassist identifizierbar, als älterer Mann verkörpert er das Patriarchat und wäre als Sexist identifizierbar. Indem er in diese identitätspolitische Melodie einstimmt und alle diese Einordnungen von sich weg – und Ingolf Dalferth ausdrücklich zuweist, verweigert er die Übernahme von Verantwortung für jene Täterschaft, auf die er den anderen identitär (als „Emeritus aus Europa“ und den „theologischen Fakultäten in Deutschland“, der „offenen Rassismus“ zeige) festlegt.

Hier zeigt sich also in aller Deutlichkeit, wie wichtig die Überlegungen von Michael Rothberg zur „Logik der Nicht-Identifikation“ sind und warum die soziale Grammatik der Sühne aus dem identitätspolitischen Sumpf herausführen kann. Wir sind alle keine Zuschauer, sondern verwickelt in Ungerechtigkeiten, für die Verantwortung übernommen werden muss.

Aus theologischer Perspektive jedoch wäre es falsch, die Erwartung einer „restaurativen Gerechtigkeit“ zu hegen, einer Gesellschaft, in der es keine Verletzungen oder keine Diskriminierung mehr gibt. Die christliche Erwartung richtet sich auf die neuschöpferische „kreative Gerechtigkeit“, deren Vollendung Gott vorbehalten ist, der „kommen wird zu richten die Lebenden und die Toten“, wie es im Apostolikum heißt. Denn dann werden auch alle jene aufgerichtet und geheilt, die keine Weltverbesserung und Wiedergutmachung mehr erreichen können. Und alle werden befreit von jenen Festlegungen und sozialen Folgen, die heute noch durch Geschlecht, Ethnie, Hautfarbe oder sozialen Status erfolgen. ◀

# Seid Patrioten!

Ein Verbot von Schwarz-Weiß-Rot ist Unsinn

JÜRGEN WANDEL

Spätestens seit dem vergangenen Herbst diskutierten Politiker darüber, ob man die schwarz-weiß-rote Nationalflagge und die Kriegsflagge des Kaiserreichs verbieten soll. Denn Rechtsextremisten führen sie bei ihren Aufmärschen mit. Kürzlich haben sich die Länderinnenminister auf einen „Mustererlass“ geeinigt. Er sieht kein generelles Verbot vor, aber ermächtigt die Polizeibehörden, bei Gefahr für die öffentliche Sicherheit das Zeigen der beiden Flaggen zu unterbinden.

Doch das ist unsinnig, weil kontraproduktiv. Die Regelung dürfte nicht nur zu komplizierten Rechtsstreitigkeiten führen. Viel schlimmer ist, dass die Rechtsextremisten dann auf schwarz-rot-goldene Fahnen und Hütchen ausweichen. Das ist bei Pegida schon länger zu beobachten. Und AfD-Politiker tragen am Revers schwarz-rot-goldene Abzeichen.

Dabei sollten Demokraten verhindern, dass Feinde der Demokratie demokratische Symbole kapern und missbrauchen. Sollen Rechtsextremisten doch weiter mit schwarz-weiß-roten Fahnen wedeln. So kann sie jedermann erkennen.

Schwarz-Weiß-Rot flaggten nach 1919 vor allem die Anhänger der antidemokratischen und antisemitischen Deutschnationalen Volkspartei, darunter die meisten evangelischen Kirchenmänner, auch solche, die ab 1933 zur Bekennenden Kirche gehörten.

Deutschnationale und Nazis verunglimpften die Farben der Republik als schwarz-rot-gelb oder schwarz-rot-senf. Die demokratischen Parteien, die „Weimarer Koalition“ aus SPD, katholischem Zentrum und linksliberaler DDP, gründeten zur

Verteidigung der Republik das „Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold“. Bei der Reichspräsidentenwahl 1925 unterstützten sie als „Volksblock“ den Zentrumsolitiker Wilhelm Marx

gegen den Kandidaten des „Reichsblocks“, den kaiserlichen Generalfeldmarschall Paul von Hindenburg, und fragten die Wählerinnen und Wähler auf einem Plakat: „Das Banner, das Grimm und Umland entrollt, wollt ihr ver-raten Schwarz, Rot und Gold?“

Heute geht es um die

Frage, ob Deutschlands Demokraten ihren Feinden die Trikolore von 1848, 1919 und 1949 überlassen oder sie selber selbstbewusst hissen und schwenken. Wer darauf verzichtet, Flagge zu zeigen, und zwar die richtige, sendet falsche Signale aus. So waren bei Demonstrationen gegen den Antisemitismus auch jüngst wieder die Fahnen Israels zu sehen, aber keine deutschen. Und das verstärkt ungewollt die antisemitische Lüge, deutsche Staatsbürger jüdischen Glaubens seien keine Deutschen, sondern Angehörige eines anderen Volkes.

Nationalisten appellieren an Gefühle. Und die lassen sich nicht allein durch Argumente überwinden. Ihnen muss man andere, edlere Gefühle und Symbole entgegensetzen.

Gegen Nationalismus hilft Patriotismus. Wer nun Schnappatmung bekommt, möge auf einen unverdächtigen Zeugen hören, auf Bert Brecht. Was Patriotismus auszeichnet und ihn fundamental vom Nationalismus unterscheidet, beschreibt er in seiner *Kinderhymne*: „Und weil wir dies Land verbessern, lieben und beschirmen wir's. Und das Liebste mag's uns scheinen, so wie andern Völkern ihr.“ ◀



Foto: privat

# „Kirche ist politisch“

Gespräch mit Dagmar Pruin, der neuen Präsidentin von Brot für die Welt, über die ersten hundert Tage im Amt und die Herausforderungen für die Entwicklungszusammenarbeit

*zeitzeichen:* Frau Dr. Pruin, Sie sind jetzt hundert Tage Präsidentin von Brot für die Welt. Was hat Sie überrascht?

DAGMAR PRUIN: Ich bin fasziniert von der Vielfalt. Es ist ein großes Haus mit zwei Marken, Brot für die Welt und Diakonie Katastrophenhilfe. Als Präsidentin bin ich ja für beide verantwortlich. Es war spannend festzustellen, wie unterschiedlich und doch miteinander verbunden die Arbeit beider Bereiche ist. Aber noch lerne ich sehr viel Neues kennen, und das wird auch eine Zeitlang so bleiben. Wir arbeiten schließlich mit rund zweitausend Partnerorganisationen zusammen.

*Woher stammt Ihr Interesse am Thema? Gibt es ein Erweckungserlebnis?*

DAGMAR PRUIN: Nein, es war eher auch bei mir persönlich eine Entwicklungsarbeit. Ich komme aus einem kleinen ostfriesischen Dorf und einem kirchlich engagierten Elternhaus. Kirche war in meiner Jugend – ich war eine Teenagerin in den 1980er-Jahren – ein Ort der Bildung und der politischen Aktion. Da war die Friedensbewegung, die Umweltbewegung, in meinem Fall auch ganz klar die Frage der Erinnerungspolitik, die in den Kirchen auf dem Land eine starke Bedeutung hatte. Ich habe dann Theologie studiert, auch jüdische Studien in Israel, habe promoviert im Fach Altes Testament, hatte ein großes Interesse an der politischen und theologischen Welt des Orients. Mit meiner Promotion schien der Weg in die wissenschaftliche Laufbahn klar vorgezeichnet.

*Und dann ist was passiert?*

DAGMAR PRUIN: Ich habe mein erstes Kind bekommen und fühlte mich plötzlich mit meiner wissenschaftlichen Arbeit viel zu sehr in einem Elfenbeinturm. Als Mutter stellte sich mir die

Frage, welche Verantwortung ich für die Welt trage und übernehme, noch einmal ganz neu. Vielleicht war das mein Erweckungserlebnis. In dieser Zeit gründete sich an der Humboldt-Universität zu Berlin der „Forschungsbereich Religion und Politik“, und ich konnte ein spannendes Projekt zu den transatlantischen Perspektiven auf Religion und Politik leiten. Nach dem Golfkrieg wurde klar, Bundeskanzler Gerhard Schröder und US-Präsident George W. Bush diskutierten aus verschiedenen Perspektiven, auch theologisch, oder eben gerade nicht theologisch. Das Auswärtige Amt war interessiert, Theologinnen und Theologen in diesen Diskurs zu holen, um noch einen anderen Deutungshorizont zu haben. Religion wurde plötzlich wieder als wichtige Dimension wahrgenommen,

auch wegen der Angst nach 9/11. Ich gehörte dann auch zu einem Think-Tank in Washington für einige Monate mit meinem ersten Kind, und dann wurde ich gefragt, ob ich das deutsch-amerikanisch-jüdische Begegnungsprogramm der Bundesregierung neu konzipieren und leiten will. Und später, 2013, wurde ich Geschäftsführerin von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste, habe den Fokus also noch stärker auf Friedens- und Versöhnungsarbeit gesetzt, aber immer in einem politischen Kontext und gemeinsam mit Partnerinnen und Partnern. In diesem Punkt unterscheiden sich Brot für die Welt und Aktion Sühnezeichen gar nicht so stark.

*Die Dimensionen sind schon umfassender, auch finanziell.*



Fotos: Hermann Bredehorst/Brot für die Welt

DAGMAR PRUIN: Ja, aber das Verbindende ist für mich die Arbeit an der Schnittstelle zwischen Politik, Zivilgesellschaft und Kirche oder Religion. Wenn man das ernstnimmt und als Motor begreift, passieren die entscheidenden Dinge.

*Kirche ist also politisch?*

DAGMAR PRUIN: Kirche ist politisch. Natürlich muss man ausdiskutieren, was das wirklich heißt. Wo spiegelt sich das? Welche Entscheidungen folgen aus dieser Grundhaltung? Was bedeutet das theologisch? Das wäre ein eigenes Interview ...

*Wobei uns Ihre theologische Motivation schon jetzt interessieren würde...*

DAGMAR PRUIN: Mich hat ein Satz des Alttestamentlers Jürgen Ebach sehr berührt, den er in Anlehnung an Gedanken von Theodor W. Adorno formuliert hat. Ebach hat gesagt: „Weil das, was ist, nicht alles ist, kann das, was ist, sich ändern.“ Die Verheißung ist, dass alles werden kann. Das ist der Unterschied zwischen den beiden Sätzen „Es ist so“ und „Es ist nun einmal so“. Das eine ist eine klare Analyse der Wirklichkeit, das andere bedeutet Resignation. Den zweiten, resignativen Satz muss ich nicht sprechen, weil es den anderen Horizont dahinter gibt. Eine jüdische Weisheit sagt, wenn der Messias wiederkommt, wird er nichts Anderes tun, als die Welt ein winziges Stück zurechtsetzen. Wir sind eigentlich schon ganz nah dran, und damit sind wir wieder bei der Arbeit für Brot für die Welt.

*Inwiefern?*

DAGMAR PRUIN: Es gibt genug Essen für alle. Die weltweit geernteten Pflanzen liefern zweieinhalbmal mehr Kalorien als nötig wären, um alle satt zu bekommen. Wir müssen nur ins Handeln kommen. Ich habe viel im jüdisch-christlichen Gespräch gelernt. Es ist nicht egal, was wir tun. In dem, was Gott mit uns tut, sehen wir, was Gott von uns will. Es ist kein „Du musst“, sondern „Du bist in Kraft gesetzt, das auch zu tun.“ Lothar Kreyssig, der Gründer von Aktion Sühnezeichen und der „Aktion für die Hungernden“, hat an vielen Punkten ge-

sagt, „Man kann es einfach tun!“ Auch als ökumenische oder interreligiöse Gemeinschaft der Handelnden.

*Vor welchen großen Herausforderungen steht die Entwicklungszusammenarbeit derzeit?*

DAGMAR PRUIN: Die Folgen der Corona-Pandemie werden die Welt auf lange Zeit prägen. Sie hat viele Erfolge der Entwicklungszusammenarbeit zunichtegemacht. Die wirtschaftliche Krise durch die Pandemie und ihre Bekämpfung trifft den informellen Sektor im Süden, in dem sehr viele Frauen arbeiten, mit voller Härte. Hier gibt es keine Hilfen und keine Absicherung. Die Weltbank befürchtet, dass der Anteil der Menschen, die in extremer Armut leben, wieder von 8,4 auf 9,4 Prozent weltweit steigen könnte. Das ist eine brutale Zahl. Hinzu kommt: Die Fragilität der Gesundheitssysteme trat offen zutage. Sie führte nicht nur dazu, dass in vielen Ländern nicht ausreichend geholfen werden konnte. Bis heute starben rund vier Millionen Menschen weltweit an Covid-19. Viele weitere sind an anderen Krankheiten gestorben, etwa an Tuberkulose. Die Weltgesundheitsorganisation rechnet bis 2025 mit 1,5 Millionen Todesopfern nur durch Tuberkulose. Malaria, HIV und andere Krankheiten kommen hinzu. Eines steht fest: Wir brauchen starke öffentliche Gesundheitssysteme. Und jetzt, kurzfristig, genug Impfstoff gegen Covid-19 für alle, gerade auch in den Ländern des Südens.

*Sie fordern eine temporäre Aufhebung des Patentschutzes für die recht teuren Impfstoffe, deren Entwicklung sehr viel Geld gekostet hat. Warum sollen die Firmen ihr Wissen nun umsonst hergeben?*

DAGMAR PRUIN: Weil wir das Virus nur global besiegen werden. Und es ist ethisch geboten – auch weil viele öffentliche Gelder in die Entwicklung fließen. Und rein praktisch müssen wir, etwa mit Blick auf mögliche Mutationen, die größtmögliche, umfassendste, weltweite Wirkung beim Impfen schaffen, um das Virus zu besiegen.

*So etwas wie die Impfsplattform Covax, über die Schwellen- und Entwicklungsländer*

*mit Impfstoff versorgt werden sollen, reicht Ihnen nicht?*

DAGMAR PRUIN: Ich bin pessimistisch, dass dies tatsächlich funktioniert. Man hat bei der Bekämpfung von HIV gesehen, dass die Aussetzung der Patente auf die Medikamente ein richtiger Schritt war. Wir können also aus der Geschichte lernen. Es wird vor allem darauf ankommen, dass die Länder des Südens selbst Produktionskapazitäten aufbauen können.

*Vor welchen Herausforderungen steht denn Brot für die Welt im Speziellen?*

DAGMAR PRUIN: Wir müssen uns stärker mit der jüngeren Generation in Deutschland verknüpfen. Uns Menschen rund um die Fünfzig ist Brot für die Welt ein Begriff, meiner Tochter nicht automatisch, obwohl sie auf eine evangelische Schule geht. Wir arbeiten ja weltweit mit „jungen Gretas“ zusammen, und wir haben ein großes Pfund, mit dem wir wuchern können, mit dem wir anschlussfähig sind, an das, was junge Menschen hier bewegt. Dazu müssen wir aber stärker den Dialog mit ihnen suchen. Und ich meine: wirklichen Dialog. Und Mitgestaltungsmöglichkeiten. Meine Kinder sind elf und 15, das sind echte *digital natives*, die sind über weite Strecken hinweg übers Netz verbunden. Und sie sind politisch interessiert und engagiert. Es ist wichtig, dass die würdige Dame Brot für die Welt sich wieder neu anschlussfähig zeigt. Das ist eine große Aufgabe.

*Wie wollen Sie diese angeben?*

DAGMAR PRUIN: Wir haben seit einigen Jahren die „Brot für die Welt“-Jugend, eine tolle eigene Initiative. Wir müssen erst einmal ganz viel anhören und auch bei anderen schauen: Wie arbeitet bei Euch die Jugend? Die Frage im Moment ist ja gar nicht, wie wir mit den jungen Leuten arbeiten wollen, sondern wir müssen erst einmal fragen: Was machen sie, wo sind sie, was können wir von ihnen hören und lernen? Welche Räume brauchen sie? Wie kommen deren und unsere Themen zusammen, zum Beispiel bei der Rassismusfrage, die sie ja auch ganz stark interessiert.

Hier könnten wir mit unserem „Atlas der Zivilgesellschaft“ inhaltlich andocken. Die Ergebnisse unserer jährlichen Publikation sind wirklich erschreckend. Es leben nur noch drei Prozent der Menschen in Gesellschaften, in denen sie uneingeschränkte zivilgesellschaftliche Freiheiten genießen können, also tatsächlich frei sind. Drei Prozent! Sie leben in 42 Staaten, ansonsten sind die zivilen Handlungsräume beeinträchtigt, unterdrückt oder gar vollständig geschlossen. Das beschränkt auch zunehmend unsere Möglichkeiten.

*Auch der staatliche Etat für Entwicklungszusammenarbeit schrumpft. Beobachter befürchten Kürzungen von bis zu 25 Prozent.*



Dagmar Pruin wurde 1970 in Leer/Ostfriesland geboren und studierte Evangelische Theologie in Hamburg, Göttingen und Berlin und Jüdische Studien an der Hebräischen Universität Jerusalem. Von 1998 bis 2006 war sie an der Theologischen Fakultät der Humboldt-Universität zu Berlin wissenschaftliche Mitarbeiterin und promovierte 2004 im Fach Altes Testament. Studienaufenthalte und Lehrtätigkeiten führten sie nach Jerusalem, Tel Aviv, Washington DC und Stellenbosch (Südafrika). Sie war Gründungsmitglied des Forschungsbereichs „Religion und Politik“ und von 2013 bis 2020 Geschäftsführerin der Aktion Sühnezeichen Friedensdienste (ASF). Die ordinierte Pfarrerin lebt in Berlin-Kreuzberg, ist verheiratet und Mutter zweier Kinder.

DAGMAR PRUIN: Das wäre fatal in der derzeitigen Situation mit allem, was ich gerade beschrieben habe. Mit Blick auf die Herausforderungen durch Covid-19 und durch den fortschreitenden Klimawandel wäre es verhängnisvoll, den Etat des Entwicklungsministeriums (BMZ) zu kürzen. Wenn uns die Pandemie etwas gelehrt hat, dann doch, dass wir globale Probleme nur noch global lösen. Vor dem Zusammenhang muss die globale Entwicklungszusammenarbeit weiterhin gestärkt werden. Es sind ja keine Almosen für die Armen, sondern es geht darum, die Welt zu gestalten, in der wir leben, und sich dessen auch bewusst zu sein.

*Unter dem für Entwicklungszusammenarbeit zuständigen Bundesminister Gerd Müller (CSU) ist der Etat mehrmals gestiegen. In wenigen Monaten scheidet er aus dem Amt. Wie beurteilen Sie seine Amtszeit?*

DAGMAR PRUIN: Es gab schon Sondereffekte, etwa die Ausgaben für Geflüchtete in Deutschland, die zu diesem insgesamt erfreulichen Anstieg beitrugen. Ich schätze sehr seinen Einsatz für das Lieferkettengesetz, mit dem die unternehmerischen Sorgfaltspflichten für die Einhaltung der Menschenrechte auch bei Zulieferern geregelt werden. Brot für die Welt hat sich stark zusammen mit den Kirchen für ein solches Gesetz eingesetzt. Wir hätten uns gewünscht, dass es strenger ausfällt. Aber dass es dieses Gesetz jetzt tatsächlich gibt, hat Gerd Müller hartnäckig vorangetrieben, auch gegen Widerstand in seiner eigenen Partei. Stark war auch, dass er in seiner Amtszeit Kirche und Religion als Player wahrgenommen hat und konzeptionell auf sie zugegangen ist.

*Was sollte sein Nachfolger oder seine Nachfolgerin anders machen?*

DAGMAR PRUIN: Ich würde mir eine Erweiterung des Entwicklungsverständnisses wünschen und ihn weniger vom klassischen Wachstumsdenken her ableiten. Müllers „Marshall-Plan für Afrika“ entspringt ja dem herkömmlichen Wachstumsdenken. Ich meine, es muss ein anderes Entwicklungsleitbild geben, das stärker die Aspekte der Nachhaltigkeit, einer menschlichen Entwicklung

und einer Ethik der Suffizienz, des Genug, in den Mittelpunkt rückt. Und gleichzeitig müssen wir darum ringen, was das genau heißt. Die Antworten fallen dann je nach Land sehr unterschiedlich aus. Aber ich wünsche mir, dass der Nachfolger oder die Nachfolgerin von Gerd Müller offen ist für diese Diskussion.

*Auch der Klimawandel fordert ein anderes Wirtschaften von uns ein. Im November soll in Glasgow die nächste UN-Klimakonferenz stattfinden. Was ist für Brot für die Welt da entscheidend?*

DAGMAR PRUIN: Ich hatte vor dem Petersberger Dialog ein Gespräch mit Kanzlerin Angela Merkel, und wir haben mit anderen klar gefordert, dass die Klimafinanzierung für die Länder des Südens angehoben werden muss. Deutschland hatte vier Milliarden Euro jährlich zugesagt und will nochmal erhöhen. Wir haben eine Verdoppelung auf acht Milliarden bis 2025 gefordert.

*Insgesamt sollen die reichen Länder hundert Milliarden Euro pro Jahr zur Verfügung stellen, damit die ärmeren Länder Klimaschutz finanzieren können.*

DAGMAR PRUIN: Ja, weil sie am meisten unter den katastrophalen Folgen des Klimawandels leiden, für den vor allem die wohlhabenden Staaten Verantwortung tragen. Es ist eine unglaubliche Unwucht. Diese Klimafinanzierung würde helfen, da gegenzusteuern. Gleichzeitig setzen wir uns auch hier für ein anderes Wirtschaften ein. Unsere Aufgabe ist es immer wieder, aus der Situation der Partnerinnen und Partner vor Ort zu berichten. Wir geben ihnen Raum, damit sie erklären können, was auf den Inseln im Pazifik passiert, wenn sich der Meeresspiegel erhöht. Das haben wir in Paris 2015 auch schon so gemacht, und ich glaube, das hat am Ende zu dem guten Ergebnis beigetragen. Vielleicht gelingt so etwas auch in Glasgow.

Das Gespräch führten Kathrin Jütte und Stephan Kosch am 8. Juni in Berlin.

Eine ungekürzte Fassung des Interviews finden Sie unter [www.zeitzeichen.net/Interview\\_Pruin](http://www.zeitzeichen.net/Interview_Pruin)

# Es gibt kein Zurück

Bundeswehr vor dem Abzug

ROGER TÖPELMANN

Mit dem Rückzug der Bundeswehr aus Afghanistan endet nun der verlustreichste Einsatz ihrer Geschichte. 59 deutsche Soldaten ließen ihr Leben, 35 fielen in Gefechten oder bei Anschlägen. Aber ist das die ganze Geschichte? Roger Töpelmann, früher Sprecher des Evangelischen Militärbischofs, zieht eine Bilanz.

Der weiße Helikopter steht noch auf dem Flugfeld in Masar. Alles sieht ganz friedlich aus. Der Hubschrauber Mi 44 aus russischen Beständen soll die drei Gäste der Militärseelsorge von der nördlich im Land gelegenen Stadt ins südlich gelegene Kabul bringen. Für alle Fälle sind Schutzweste, Helm und Gehörschutz ausgegeben worden. Hauptmann Manfred B. und die Anderen des „Close Protection Team“ tragen Waffen.

Für einen Moment geht einem der Gedanke durch den Kopf, das könnte hier doch gefährlich sein. Aber schon rennen alle zum Drehflügler, hinein auf die einfachen Bänke für die Passagiere. Anschnallen und schon hebt das Fluggerät ab.

Es sind karge Gebirgszüge, auf die man hier zufliegt. Bis zu fünftausend Meter hoch. Da wird die Luft auch für die Passagiere dünn. Absolut zuverlässig seien die Maschinen, hat ein Soldat bei der Einweisung am Boden gesagt, und hier oben muss man sich beim fast dreistündigen Flug ganz auf eine solche Aussage verlassen. Die Gipfel sind mit Schnee bedeckt. Kabul liegt tief in einem Talkessel und soll geschätzte sechs Millionen Einwohner haben. Überall sind aus der Luft Neubauten zu sehen, Hochhäuser teils. Und dann setzt der Pilot zur Landung auf einem Flugfeld mitten in der Stadt an. Mauern ringsum. Das NATO-Hauptquartier *Resolute Support*.



Fotos: Roger Töpelmann

Im Überflug Kabuls: Direkt an den Bergen des Hindukusch liegt die Hauptstadt Afghanistans.

Hier sind für den Militärbischof und seine Begleitung Gespräche angesetzt. Die deutschen Soldaten reden sehr offen über Probleme. Vor allem klappt es nicht immer gut, wenn Kameraden nach Hause fliegen wollen. Tagelanges Warten, verzögerte Heimkehr belasten die wartenden Familien. Von den Unzulänglichkeiten der Transporte hören auch die deutschen Militärggeistlichen immer wieder – momentan ist das in Kabul der evangelische Pfarrer Gunther Nagel. Seine Gottesdienste sind gut besucht, und die Soldaten schätzen ihn als unabhängigen Gesprächspartner. Niemand will die Geistlichen hier missen, und das gemeinsame Zeugnis der evangelischen und der katholischen Kirche funktioniert hier reibungslos.

Bleiben oder Gehen? Die Frage der vergangenen Jahre ist beantwortet: Gehen. Es

scheint, als habe Margot Käßmann mit ihrer Predigt im Neujahrsgottesdienst 2010 in der Dresdner Frauenkirche Recht behalten, mit ihrem „Nichts ist gut in Afghanistan.“ Doch ließe sich nicht auch so denken: Die Anwesenheit alliierter Truppen in Deutschland dauerte fast fünfzig Jahre lang. Was wäre aus Deutschland ohne militärische Präsenz

*„Es braucht viel Zeit, dieses Land und seine Kultur zu verstehen.“*

geworden? Damals fürchteten Politiker, russische Truppen könnten bis an den Rhein gelangen. Am Brandenburger Tor waren sie ja schon. Ist das vergleichbar?

Ein deutscher Generalleutnant sagt den drei Besuchern in Kabul: „Es braucht

viel Zeit, dieses Land und seine Kultur zu verstehen, doch wir wären schlecht beraten, wenn wir jetzt weggingen. Es geht darum, die Reformkräfte im Land zu stärken.“ Doch schon damals zeigt sich die Sicherheitslage eher labil: Die Bundeswehr bewegte sich im Großraum Kabul nur in stark geschützten Fahrzeugen. Deutsche

*Deutsche Soldaten genießen zwar ein hohes Ansehen, dennoch sind sie vor Anschlägen nie sicher.*

Soldaten genossen zwar ein hohes Ansehen unter den Afghanen, dennoch seien sie vor Anschlägen nie ganz sicher, hörte man von den Soldatinnen und Soldaten.

Die internationalen Anstrengungen zur Befriedung des Landes, das keine Meeresküste hat, waren enorm: Fast zwanzig Jahre lang – seit Ende 2001 – versuchten fremde Truppen, den internationalen Terrorismus zu bekämpfen. Eine Reaktion auf den 11. September 2001. Bis 2014 mit dem ISAF-Einsatz (*International Security Assistance Force*), dann mit der Mission *Resolute Support*. Hunderttausend Zivilisten wurden seitdem getötet. Unter den NATO-Truppen mit zehntausend Soldaten stellt die Bundeswehr bis zu 1300.

Mit dem Abzug der Bundeswehr steht nun der verlustreichste Einsatz ihrer Geschichte vor dem Ende. 59 deutsche Soldaten ließen in Afghanistan ihr Leben, 35 fielen in Gefechten oder wurden bei Anschlägen getötet. Das Wort „Gefallene“ wagten deutsche Politiker zuerst gar nicht auszusprechen. Von den 180 000 Bundeswehrsoldaten wurden über die Jahre hunderttausend in den Afghanistan-Einsatz geschickt. Die Militärseelsorge beider Kirchen, gibt Militärdekan Bodo Winkler im Evangelischen Kirchenamt für die Bundeswehr an, begleitete die Soldatinnen und Soldaten mit insgesamt 150 Militargeistlichen. Eine Anstrengung, die niemand in Frage stellt.

Der vormalige evangelische Militärbischof Sigurd Rink zeigte beim Besuch der deutschen Soldaten und Soldatinnen 2018 in Masar-e Sharif und Kabul noch volle Zuversicht. In einer Predigt vor Soldaten im Camp Hamid Karzai International Airport (HKIA) sprach er damals vom Geist der Aussöhnung mitten in den Dornen dieses Landes. „Unser Beitrag kann nur begrenzt sein, den Weg der Aussöhnung können

wir den Menschen in diesem Land nicht abnehmen, sie müssen ihn selber gehen.“

Der Vertreter des Generalkonsuls in Masar-e Sharif, Johannes Rumpff (Deputy Consul General) schätzte die Chancen Afghanistans ebenso optimistisch ein: Vieles sei noch nicht im eigentlichen Sinne „gut“, aber es sei eben doch deutlich besser als vor 15 Jahren. Es sei zwar so, dass etwa nur ein Drittel der Mädchen eine Schule besuchen würde, aber Anfang des Jahrtausends seien es null Prozent gewesen. Es

gebe Dorfälteste, die auch in von Taliban beherrschten Regionen sagten: „Schickt Eure Mädchen in die Schule.“ Fortschritte gebe es überall im Land, wenn auch auf niedrigem Niveau. Bei einem Treffen hätten ihm junge Afghanen versichert: „Wir haben die Hoffnung noch nicht verloren“, schilderte Rumpff seinen Gästen im Camp Marmal (TAA Command North).

Und die Militärseelsorge, die nun auch zu Ende geht? Ein Mann der ersten Stunde ist Monsignore Joachim Simon. Schon



*Straßenszene in Kabul.*



Anfang 2002 flog er mit der Niederländischen Luftwaffe als erster katholischer Militärgeistlicher nach Bagram, dann Transport nach Kabul. Hier sei er mit dem evangelischen Militärpfarrer Jürgen Walter und drei Soldaten im Stabsgebäude erst einmal provisorisch untergebracht worden. Doch feierte er schon tags darauf einen ersten katholischen Wortgottesdienst mit anschließendem evangelischen Abendmahl, wie es in seinem Einsatzbericht Nr. 1 heißt: Zum freudigen Anlass des ersten deutschen Feldgottesdienstes im ISAF-Einsatz habe ein Brigadegeneral das strikte Alkoholverbot aufgehoben und den Pfarrern gestattet, zu einem „Beer-call“ einzuladen.

## Relative Sicherheit

Zur Stimmungslage der Bundeswehr in Afghanistan merkte der heute Leitende Militärdekan an: „Die erheblichen Belastungen gehen an den meisten Soldaten nicht spurlos vorbei: Körperpflege findet sehr improvisiert im Freien bei Minusgraden statt ... es existiert fast kein Mobilfunk. Jeder Stuhl ist eine Rarität ... Trotzdem kann man bei vielen Soldaten auch einen gewissen Stolz spüren, dass sie bei diesem ‚Eliteinsatz‘ beteiligt sind.“ Heute urteilt er: „Die Taliban waren damals gestürzt. Wir sollten die Regierungssitze schützen.“

Aber dennoch meint der Militärdekan, es sei viel erreicht worden: eine relative Sicherheit, die Möglichkeit für junge Menschen, Schulen zu besuchen und zu studieren. „Das hat dem Land gutgetan.“ Mittlerweile hätten sich die Machtverhältnisse verschoben. Fünfzig, möglicherweise achtzig Prozent des Landes befänden sich unter dem Einfluss der Taliban. Der Einsatz sei nun obsolet und müsse beendet werden. „Dieser Krieg ist nicht mehr zu gewinnen“, zeigt er sich sicher. Einen Bedarf an Seelsorge habe es über alle Jahre gegeben, teils seien an einem Einsatzort mehrere Seelsorger tätig gewesen. Auch während des aktuellen Abzuges der Truppe gelte: „Wir bleiben, solange die Soldaten da sind.“

Nach Überzeugung des jetzigen evangelischen Militärbischofs Bernhard Felmburg trägt die internationale Gemeinschaft auch nach der Entscheidung für den Truppenabzug aus Afghanistan Verantwortung für das Land. Zudem, es dürften auch



Gottesdienst mit dem Gesangbuch „Lebensrhythmen“ der evangelischen Militärseelsorge.

diejenigen nicht aus den Augen verloren werden, die bis heute durch ihren Einsatz an Leib und Seele verletzt seien. „Ihr Leid endet nicht mit dem Einsatz“, bekräftigte Felmburg. „Wir betreuen auch weiterhin die Hinterbliebenen von Gefallenen wie auch diejenigen, die an Leib und Seele im Einsatz verletzt wurden. Wir wissen,

welche Last die Menschen zu tragen hatten und haben“, sagte er dem *Evangelischen Pressedienst*.

„Eine höchst fragile Situation – eine militärische Lösung gab und gibt es nicht“, beurteilt der EKD-Friedensbeauftragte Renke Brahm die Lage heute. Der demnächst nach 13 Jahren aus dem Amt

## Evangelische Kirche in Deutschland Referat reformierte Theologie/ Generalsekretär\*in (m/w/d) Reformierter Bund

Im Kirchenamt der EKD/Amtsbereich der UEK ist zum nächstmöglichen Zeitpunkt, zunächst befristet für sechs Jahre, das Referat für reformierte Theologie in Vollzeit in einem Kirchenbeamtenverhältnis auf Zeit zu besetzen.

Nähere Informationen erhalten Sie unter  
[www.ekd.de/stellenboerse](http://www.ekd.de/stellenboerse) 154135.

Bitte richten Sie Ihre Bewerbungsunterlagen per  
E-Mail bis zum **20.08.2021** an die

Evangelische Kirche in Deutschland, Personalreferat  
Herrenhäuser Straße 12, 30419 Hannover

**Bewerbungen@ekd.de**

CHRISTIANE TIETZ

## Eigenartige, vertrauensvolle Nähe

Wie überraschende Lektüre plötzlich die Gottesfrage stellt

„Ich möchte, Herr, wenn du erlaubst, lieber an deiner Barmherzigkeit nicht zweifeln.“ – „Du sprichst wie ein Pfaffe mit mir. Aber wahrlich ich sage dir: Die Zeit der Höflichkeitsfloskeln zwischen uns ist vorbei. Wir sind hier nicht im Konfirmandenunterricht.“ So unerbittlich sind die Sequenzen in dem 2017 erschienenen Roman von Sibylle Knauss *Der Gott der letzten Tage* (siehe *zeitzeichen* 2/2018). Ein Pfarrer blickt auf dem Sterbebett auf sein Leben zurück – in seinen Gedanken und im Gespräch mit Gott. Leidenschaftlich gern hat er seinen Beruf ausgeübt, und dies nicht nur deshalb, weil er das Grüßen und Gegrüßwerden im Ort so sehr mochte.

Sein Rückblick ist mit Zweifeln und Selbstrechtfertigungen durchsät, ob er sein Leben gut gelebt hat: in seinen Beziehungen zu Frauen, zu seinen Kindern, in seinem beruflichen Einsatz, im Glauben an Gott. Es ist anrührend und schmerzlich, wie er an seine eigene Kindheit zurückdenkt, in der ihm Gottesfurcht als höchste Tugend vorgelebt wurde. Wie er den konstanten Albtraum, zum Gottesdienst zu spät zu kommen, noch einmal durchlebt. Oder wie der Satz „Du bist in Gottes Hand“, den er unzählige Male an anderen Krankbetten gesprochen hat, ihm nun selbst keinerlei Geborgenheit vermittelt und ihn stattdessen quält, dass er sich, mit Schläuchen gespickt, im Krankenhausbett nicht auf den Bauch drehen kann. Erst kürzlich bin ich auf dieses Buch aufmerksam geworden, als ich es nach einem Vortrag bei Pfarrpersonen zum Dank geschenkt bekam. Mich hat das Buch irritiert, weil Gott hier als einer spricht, der die Vorstellung des Menschen ständig durchkreuzt:



Foto: privat

Nein, so, wie der Pfarrer sich selbst vor Gott beschreibt, sei er ehrlich betrachtet wirklich nicht gewesen. Nein, für diesen geglückten Moment in seinem Leben stelle nicht der Pfarrer, sondern

Gott die Ursache dar. Nein, die Ewigkeit entbehre all dessen, was er sich vorstelle. Stetig hält Gott dagegen: „Theologie, das ist etwas für Anfänger.“ „Wie mich das langweilt, wenn ihr euch selber straft.“ „Es gibt keine Buchführung bei mir. Keine Bilanzierung von Glück und Leid.“

Gott mag die Psalmen, doch tadelt er sie wegen ihrer „Entgleisungen ... Immer dann, wenn die Menschen mich auf ihre Seite ziehen wollen. Sollte ich nicht hassen, Herr, die dich hassen?“ Aber Gott zeigt auch seine Bedürftigkeit: „... auch ich brauche dich. Hast du das gewusst? Diese kleine Geschichte, die ich mit dir habe, ... ist eine Liebesgeschichte. ... Noch deine schlechtesten Predigten haben mich angerührt.“ Das Buch hallte noch lange in mir nach. Und zwar durch die Intimität und Unumwundenheit des Gespräches, das man belauscht. Gott rückte nicht nur dem Pfarrer, sondern auch mir auf die Pelle. Denn in der harten Auseinandersetzung, in der sich beide nichts ersparen, stellt sich eine konfrontative, eigenartig vertrauensvolle Nähe ein. Sie macht es nötig und möglich, auch mein eigenes Reden von und zu Gott zu hinterfragen. ◀

Christiane Tietz ist Professorin für Systematische Theologie in Zürich und Herausgeberin von *zeitzeichen*.

scheidende Experte plädiert für eine kritische und unabhängige Auswertung des gesamten Einsatzes, an der auch die Zivilgesellschaft und Afghaninnen und Afghanen beteiligt sind. Der Auftrag dazu sollte aus dem Parlament kommen, um durch die Politik weitere Aufbaumaßnahmen in die Wege zu leiten. Die Kernfrage bleibe, ob eine stabile Lage im Land durch die Afghanen selbst gewährleistet werden könne.

### Hohes Tempo

So lässt sich eine positive Antwort auf den langen Afghanistan-Einsatz nicht leicht finden. Aber es liegt nicht fern, so zu denken: Der im April verstorbene katholische Theologe Hans Küng hat mit seinem Buch *Weltethos* schon vor dreißig Jahren für eine Ethik der Weltverantwortung geworben, die er schon beim Soziologen Max Weber angelegt sah. Die Weltgesellschaft regelt ihre Zukunft mit einem Dreischritt: der Verantwortung für Mitwelt, Umwelt und Nachwelt, so der Tübinger Gelehrte, dem der Vatikan 1979 die Lehrerlaubnis entzogen hatte. Für Afghanistan muss mit solcher Verantwortungsethik gelten: Die internationale Gemeinschaft überlässt das Land nicht sich selbst – und einem ungewissen Schicksal.

Auch Verteidigungsministerin Anneliese Kramp-Karrenbauer betonte jüngst: „Afghanistan braucht dringend Perspektiven und den gesellschaftlichen Ausgleich zwischen verfeindeten Gruppen. Unsere Soldatinnen und Soldaten können diese Prozesse nicht ersetzen. Die Männer und Frauen der Bundeswehr leisten aber gemeinsam mit Verbündeten insbesondere im Norden des Landes einen wichtigen Beitrag.“ Die Ministerin ergänzt: „Mit unserem militärischen Engagement in den zurückliegenden fast zwanzig Jahren haben wir wichtige Voraussetzungen geschaffen: Die Bildungsangebote sind, insbesondere für Mädchen und Frauen, deutlich gestiegen. Die Mehrheit der Bevölkerung hat Zugang zu sauberem Trinkwasser. Die Jugend nutzt die elektronische Vernetzung. Die Mehrheit der Afghaninnen und Afghanen wird diese Fortschritte nicht missen wollen.“

Und wie immer der Machtanteil der Taliban künftig aussieht – jetzt hat die Ministerin den Abzug bis zum 4. Juli mit hohem Tempo angestoßen. Ein Zurück gibt es nicht. ◀

# Pragmatisch, vielfältig, flexibel

„Die Nachrückenden“ – so beschreibt Carsten Brall seine Pfarrergeneration

CARSTEN BRALL

Carsten Brall, vierzig Jahre alt, ist Pfarrer der lutherischen Kirchengemeinde Bayreuth-Stadtkirche. Er gestaltet die zweite Folge unserer mehrteiligen *zeitzeichen*-Serie, in der Pfarrerinnen und Pfarrer verschiedener Generationen aus ihrem Dienst und ihrem Leben erzählen.

Brall schreibt: Wir sind öfter mit dem Rückbau als mit dem Ausbau beschäftigt. Das prägt.

Zu welcher Pfarrergeneration gehören wir, die wir heute Ende Dreißig, Anfang Vierzig sind? Mit Blick auf den ausgezeichneten Dokumentarfilm „Pfarrer“ (2014) – darin so manch ein bekanntes Gesicht aus Studentagen – sprach ein *zeitzeichen*-Beitrag im November 2019 vom „Pfarnachwuchs“. Und mehr noch: In Hamburg gibt es das so genannte Kugellagermodell. Das klingt aufregender, als es ist – und die wenigsten werden dabei an so etwas wie Kirche denken. Aber darum geht es, nämlich um die Zukunft pastoraler Dienste. Dieses Kugellagermodell versteht sich nachwuchsbezogen für Leute „U45“. Wie aber sehen wir uns selbst? Hier also der Versuch einer individuellen Antwort auf eine allgemeine Frage.

Wir sind irgendwo zwischen Generation Golf und Generation Y, die deutsche Teilung haben wir nur zum Teil bewusst erlebt, wissen aber sehr genau, ob wir aus West- oder Ostdeutschland kommen. Wir sind Nachrückende, die dominierende Gruppe der Babyboomer ist weit vor uns. Die Geschichten von überbordenden Hebräischkursen mit einhundert oder mehr Personen stammen aus grauen Vorzeiten. In meinem ersten Semester an einer großen theologischen Fakultät waren wir genau zwei Anfänger im Pfarramtsstudium. Auch mein Examensdurchgang bestand aus nicht mehr als zehn Personen.

Das prägt, denn es macht einen großen Unterschied, ob man an der Gesamtuni Teil einer sichtbaren Masse ist oder ob man als



Fotos: Andreas Harbach

*„Wir sind irgendwo zwischen Generation Golf und Generation Y, die deutsche Teilung haben wir nur zum Teil bewusst erlebt, wissen aber sehr genau, ob wir aus West- oder Ostdeutschland kommen. Wir sind Nachrückende, die dominierende Gruppe der Babyboomer ist weit vor uns.“*

exotisches Überbleibsel eines doch nicht ausgestorbenen Orchideenfachs erscheint. Für den Pfarrdienst hat das Folgen.

## Tiefgreifende Veränderung

Unser Dienst ist anders als in den Jahren zuvor, weil die Kirche selbst sich verändert hat. Wir sind öfter mit dem Rückbau (ein ziemlicher Euphemismus für einen schmerzhaften und trauerbehafteten Prozess) als mit dem Ausbau beschäftigt, das betrifft Gebäude ebenso wie Gemeindestrukturen. Es ist längst nicht mehr nur in

den Großstädten so, dass die Kirche sich zurückzieht. In meiner Gemeinde in einer letztlich doch beschaulichen bayerischen Mittelstadt ringen wir um den Erhalt von Stellen und Gebäuden.

Wir müssen gleich zu Beginn unseres Dienstes diesen Rückbau in die Hand nehmen. Gleichzeitig sind wir die ersten, die mit den vielfach gelobten und kopierten Erprobungsräumen arbeiten. Ein wunderbarer Containerbegriff, bei dem man nie so ganz weiß, was alles drinsteckt. Aber er klingt verheißungsvoll, und diejenigen, die darin arbeiten, machen Lust darauf.

Niemand von uns stellt ernsthaft in Frage, dass Kirche sich gewaltig ändert. Dass wir weniger sind als vor zwanzig Jahren, hat zur Folge, dass wir individuelle Lösungen suchen – und manchmal auch für uns brauchen.

### Bunte Biografien

Denn wir sind vielfältig. Wir sind die „Generation Erasmus“. Uns standen die Türen nach Europa und in die Welt schon weit offen, bevor sie sich durch die Bologna-Reform wieder ein Stück weit verschlossen zu haben scheinen. Anderer Dienst im Ausland nach dem Abitur, Studienjahre unterwegs oder Auslandsvikariate sind in meiner Generation keine Seltenheit, viele haben unterschiedliche Stationen hinter sich gebracht.

Überhaupt war die Vielfalt der Lebensentwürfe zum Beispiel im Vikariat enorm. Wir waren etwa gleichviele Männer und Frauen. Einige hatten Kinder oder bekamen sie während der Vikariatszeit, andere waren Singles oder in einer Partnerschaft – die Vielfalt der Lebensentwürfe ist riesig. Als wir mit dem Vikariat begonnen haben, wa-

ren die jüngsten Mitte zwanzig, und die Ältesten gingen auf die vierzig zu. Dazwischen waren wir altersmäßig breit verteilt.

Man ging nach Greifswald, Kiel oder Rostock, wenn man das Meer mochte, nach Halle, Jena oder Leipzig, wenn man als Westdeutscher mal in einer ostdeutschen Großstadt gelebt haben wollte, nach Tübingen oder Heidelberg, wenn man mal an einer klassisch-altehrwürdigen Fakultät studiert haben wollte (ja, ich weiß, das trifft auf die allermeisten evangelisch-theologischen Fakultäten zu, aber Heidelberg und Tübingen umwehte immer noch die Aura des Besonderen) oder aber nach Wuppertal oder Neuendettelsau, weil man die Campus-Atmosphäre dort schätzte.

Markante theologische Schulen, die mit Orten und Eigennamen in Verbindung gebracht werden, waren weniger ausgeprägt als vor Jahrzehnten. Wir sind mobil geworden, das betrifft nicht nur die Wahl unserer Studienorte. Während meines Studiums wurden uns noch die Namen der Landeskirchen genannt, die uns aufnehmen könnten, wenn die eigene Landeskirche uns nicht übernehmen wird. Das macht etwas mit den Studierenden. In unserem Vikariatskurs waren bereits einige, die aus anderen Landeskirchen hergewechselt waren, und von zehn Vikarinnen und Vikaren aus meiner Landeskirche haben seit der Ordination drei die Landeskirche gewechselt. Die Bedeutung von Landeskirchengrenzen ist gesunken – wenn auch gewiss nicht verschwunden –, und die Fragen des eigenen Profils oder auch der Familiensituation sind wichtiger geworden.

### Verschiedene Frömmigkeiten

Auch theologisch nehme ich eine große Weite in meiner Generation wahr. Im Vikariat insistierte niemand auf die eigene Rechtgläubigkeit, noch sprach man sie jemandem ab. Die Frage nach der Äußerung der eigenen Spiritualität wurde eher nach Kriterien von Kultur und Stil bemessen als nach dogmatischen Fragen. So kam es zum Beispiel, dass Worship-Music auch von gestandenen Volkskirchlichen geschätzt wurde, während erwecklich Geprägte die klassische Kirchenmusik hochhielten.

Das sorgte allerdings auch für Irritationen. Noch der sehr geschätzte Leiter meines Predigerseminars soll sich fast ein wenig erstaunt an unsere Mentorinnen und Mentoren mit den Worten gewandt haben:

„Wundern Sie sich nicht, wenn die heute alle so fromm sind.“

Ich kann nur erahnen, was er meinte. Ich vermute, er bezog sich darauf, dass in dem „Vintage“ der eigenen Religiosität auch mit durchaus traditionellen Worten und Formen gespielt wurde; und Spiel ist etwas sehr Ernstes! Dieses vorurteilsfreie Ausprobieren und Aneignen noch von außen wohl nach althergebrachten Frömmigkeitsfragmenten und konservativer Dogmatik.

### Authentisch Geistlicher sein

Was ist jetzt meine Generation von Pfarrerinnen und Pfarrern? Ich erlebe meine Generation, vereinfacht gesagt, als Geistliche, die nach Authentizität streben. Natürlich werden sich auch Angehörige anderer Generationen mit Recht als Geistliche verstehen. Und genauso werden Pfarrerinnen und Pfarrer aus meiner Generation mit großer Hingabe andere Bilder von sich haben. Aber die Zeit großer dogmatischer oder ethischer Grabenkämpfe war in meiner Ausbildungszeit längst nicht so ausgeprägt, wie es in den Geschichten älterer Semester anklang, und im aktiven Dienst ist davon kaum etwas zu spüren. Viel wichtiger war die Frage nach der eigenen Haltung zum Glauben und die Frage, wie wir Glaube und Beruf erleben. Die Bedeutung einer Zufriedenheit in einem ganzheitlichen Sinn ist gewachsen.

Vielleicht ist es das auch, was in zz 11/2019 zur heutigen Pfarrerausbildung von Kay-Ulrich Bronk, dem Direktor des Prediger- und Studienseminars der Nordkirche in Ratzeburg, mit Leidenschaft und etwas Irritation angedeutet wird. Vermutlich waren wir deshalb nicht mehr so „kritisch“ in der Theologie, weil wir den Relevanzverlust der Kirche intuitiv aufgenommen haben und wir heute in unserem Beruf weniger streiten, sondern andere Wege suchen. Das Schrumpfen der Kirche hat die Felder jenseits der Gemeindegrenzen frei werden lassen und Felder eröffnet, die wir mit unterschiedlichen Mitteln bespielen. Manch einer wird dabei zum Performer des Evangeliums. Dabei gilt es, den jeweils eigenen Stil zu finden.

Das kann durchaus diskursiv geschehen, wie man an Textil- oder Liturgie-Debatten sehen kann. Diese haben passenderweise ihren Ort weniger im klassischen Printmedium als in Social Media oder im

### *Die Vielfalt der Lebensentwürfe zum Beispiel im Vikariat war enorm.*

ren die jüngsten Mitte zwanzig, und die Ältesten gingen auf die vierzig zu. Dazwischen waren wir altersmäßig breit verteilt.

Mir wurde deutlich: Zumindest bei uns gab es keine „Normalbiografie“ – und ich weiß nicht, ob es sie je gegeben hat. Herkunft, Ausbildungsorte und theologische Tradition waren sehr verschieden. Überdies hatte jeder Vikariatsjahrgang seine Prägung, mal ging es eher hochkirchlich zu, mal war es eher pragmatisch. Vielleicht ist es eine alte Wahrheit, die so schon öfter galt, doch gilt sie ganz bestimmt für diese Generation: Wir tragen unterschiedliche Perspektiven in die aktuellen Diskussionen ein, schon allein weil wir schwer über einen Kamm zu scheren sind.

### Flexibilität als Kennzeichen

Mehr als die Erfahrung vom Ende der großen Erzählungen eint meine Generation die Erfahrung vom Ende der großen Namen. Natürlich gibt es sie noch, die Theologieprofessorinnen und -professoren, die



*„Das Schrumpfen der Kirche hat die Felder jenseits der Gemeindegrenzen frei werden lassen und Felder eröffnet, die wir mit unterschiedlichen Mitteln bespielen. Manch einer wird dabei zum Performer des Evangeliums. Dabei gilt es, den jeweils eigenen Stil zu finden.“*

direkten eigenen Umfeld und schaffen es durchaus, in meiner Generation die Gemüter in Wallung zu bringen.

Die aktuelle Corona-Krise befördert diesen Stil. Jede Generation versucht auf ihre Weise, die Menschen zu erreichen – aktuell geschieht viel über digitale Kanäle. Die jüngere Generation versucht es oftmals weniger über abgefilmte Gottesdienste, sondern erscheint vielmehr als Gesprächspartner – oder kokettiert

fast schon mit ihrer (Pfarr-)Rolle. Sie positioniert sich weniger als predigende Amtsträgerin, sondern als authentische Influencerin.

### Eine Identität für die Zukunft

Ich schätze meine Generation innerhalb und außerhalb der Sphäre von Theologinnen und Theologen. An uns mit unserer geballten Vielfalt stellt sich allerdings

die Frage, wie wir in Zukunft Volkskirche sein wollen. Denn mit der Auflösung der Mehrheitskultur in viele Subkulturen sind wir mitten in einem Prozess, der „die Pfarrerin oder den Pfarrer für alle“ in eine ziemliche Zerreißprobe bringt.

Wie will man in diesen Zeiten für seine Gemeindeglieder ungeachtet von Herkunft, Bildungsstand und Vermögen gleichermaßen da sein? Das ist schwierig. Die Milieu-Debatte zu Beginn des vergangenen Jahrzehnts hat es deutlich gemacht. Dennoch gibt es Lösungen. Als Pfarrer inspiriert mich der schon viele Jahre alte Artikel „Der Prediger in der Predigt“ von

*Wie will man in diesen Zeiten für alle Gemeindeglieder gleichermaßen da sein?*

Manfred Josuttis, abgedruckt in dem Sammelband *Predigt. Texte zum Verständnis und zur Praxis der Predigt in der Neuzeit* von Friedrich Wintzer aus dem Jahr 1989. Anhand des „Ich“ in der Predigt differenziert er zwischen den verschiedenen Rollen des Predigers und schafft es, Amt und Authentizität zusammenzubringen. Für eine pastorale Identität der Gegenwart scheint mir das eine der zentralen Fragen zu sein.

„Volkskirche leben“, das heißt in meiner Generation: authentisch Teil der Kirche sein. Kirche ist eben eine Option unter vielen geworden, und ich bin als Pfarrer für mein weitgehend säkulares Umfeld das Gesicht dieser Organisation. Indem ich sichtbar im Dienst – und der endet bekanntlich nicht mit dem Verlassen des Pfarrbüros – meinen Glauben lebe, gebe ich dem Christsein ein Gesicht, nämlich mein Gesicht. Trotzdem oder auch gerade deshalb achten wir auf Grenzen und Privatheit. In Zeiten allgemeiner Erreichbarkeit via E-Mail und Smartphone mit allerlei Apps einerseits und dem Rückgang von Pfarrstellen samt der damit verbundenen Fokussierung auf die, die übrig bleiben, andererseits müssen wir vieles neu justieren.

Ich glaube, dass meine Generation ihr „Pfarr-Ich“ anders finden muss als die Generationen vor uns. Wir haben große Freiheiten, unseren schönen Dienst mit Leben zu füllen. Wie gut ist es, wenn das fröhlich-authentisch und zugleich gewissenhaft-verantwortlich gelingt. ◀

# Hoher Preis

Warum die Familie als zentraler Ort in der Pandemie in die Krise gekommen ist

MATTHIAS BRAUN

Familien und vor allem die Bedürfnisse von Kindern standen in der Corona-Pandemie bislang immer hinter anderen gesellschaftlichen Bedürfnissen zurück oder wurden ganz übersehen. Einen Paradigmenwechsel fordert der Erlanger evangelische Theologe Matthias Braun.

Dieses Virus hat uns viel gekostet. Mit den Worten „So leer waren die Akkus von Menschen noch nie“, beschreibt der Wirtschaftspsychologe Bertolt Meyer von der Technischen Universität Chemnitz in der Darstellung seiner neusten Studienergebnisse die Situation vieler Menschen.

Besonderes Augenmerk liegt für ihn dabei auf der psychischen Erschöpfung der Menschen. Und während einerseits alle erschöpft und müde sind, sind es doch nicht alle gleichermaßen. Vereinfacht gesagt: Je größer das Maß an Fürsorge und Verantwortung und je enger der Raum, desto schneller saugt es die Akkus leer. Und logischerweise: Desto länger dauert es auch, sie wieder aufzuladen.

Das ist vielleicht eine der aktuell am meisten unterschätzten Herausforderungen überhaupt: Die Erschöpfung geht nicht einfach so wieder weg. Ebenso wenig die Verantwortung und Sorge für andere. Leider funktionieren die meisten Menschen nicht

wie ein Hybridantrieb: Bei steigender oder konstanter Belastung tankt man nicht in gleichem Maße wieder Energie.

Ach, die geneigte Leserschaft fragt sich, wovon in diesem Artikel eigentlich die Rede ist? Da haben Sie vollkommen recht. Das wollte ich eigentlich direkt am Anfang mitteilen, aber da musste ich kurz versuchen, Frieden zwischen zwei sich eigentlich sehr liebenden „Kriegsparteien“ zu stiften. Der eine hatte beschlossen, dass das Bett des Anderen nun sein Piratenschiff sei, was der andere wiederum gar nicht einsah.

Also: Es geht um Familie. Wenn im Folgenden von Familie die Rede ist, bezeichnet dies ein Ensemble an Praktiken und





*Familie ist überall da, wo (Groß-)Eltern und (Enkel-)Kinder über Generationen hinweg miteinander und füreinander verbindlich Verantwortung übernehmen.*

Orientierungen in einer Gruppe von Menschen, die über Generationen hinweg miteinander und füreinander Verantwortung übernehmen. Die jeweiligen Praktiken und Orientierungen können dabei sehr unterschiedlich sein und überschneiden sich dennoch in dem Versuch, jeweils konkrete Antworten auf die Frage nach einem verantwortlichen Umgang mit vulnerablen Leben zu finden. Familie vollzieht sich also überall da, wo (Groß-)Eltern und (Enkel-)Kinder über Generationen hinweg miteinander und füreinander verbindlich Verantwortung im Umgang mit verletzlichem Leben übernehmen und gestalten.

### Verletzliches Leben

Familie als ein zentraler Ort der Gestaltung verletzlichem Lebens ist mit dem Virus selbst (neu) in eine Krise gekommen. Eine Krise, die vieles wieder in Frage gestellt hat, was es in den vergangenen Jahren an Errungenschaften zu feiern gab:

Die Gleichberechtigung von Männern und Frauen in der Fürsorgearbeit ist herausgefordert, und nicht selten sind es die Frauen, die in ungleich höherem Maße in die Bresche springen. Es kommt zu ungleichen Belastungen bei gleichzeitiger Beschleunigung und Verengung. Familie ist zugleich Ort von Homeoffice, Karriere, Kinderbetreuung, Bildung, Armutsgefährdung, Nerv- und Lusterfahrung oder kurz mit den Worten des Münchener Soziologen Armin Nassehis: Beschleunigung auf engstem Raum. Eine Beschleunigung, die nicht immer verlustfrei ausbalanciert zu werden vermag. Familie, so zeigen unterschiedliche soziologische Studien, kann eben auch Ort von – nicht selten massiver – Gewalterfahrung und Missachtung sein.

Die beschriebene Krisensymptomatik von Familie macht ein strukturelles Problem von Familie im öffentlichen Raum sichtbar. So selbstverständlich Familie als soziale Struktur menschlichen Lebens auch sein mag, so unklar ist ihre Rolle und

Bedeutung im öffentlichen Raum. Denn auch das zeigt eine Krise wie SARS-CoV-2: Familie hat kaum eine Lobby. Das ist deswegen ein substanzielles Problem, weil Familie essenziell auf soziale Strukturen und Ressourcen angewiesen ist.

*Es kommt zu ungleichen Belastungen bei gleichzeitiger Beschleunigung auf engstem Raum.*

Kinderbetreuung, Bildung, Pflege oder auch Gesundheit und Arbeit sind einige Beispiele für die vielen Handlungen und Lebensformen, mit denen die Lebensform Familie verwoben ist.

Orte der Gestaltung verletzlichem Lebens werden in Anknüpfung an die Arbeiten der Berliner Philosophin Rahel Jaeggis als Lebensform verstanden. Lebensformen können als soziale Gebilde beschrieben werden, in denen Menschen miteinander versuchen, für konkrete Probleme und

Herausforderungen Lösungen zu finden. Die entscheidende Pointe in der Betrachtung der Lebensformen ist eine zweifache: Zum einen sind Lebensformen daran zu messen, inwiefern sie eine Lösung für das sich ihnen jeweils stellende Problem zu liefern in der Lage sind.

Damit ist zugleich gesagt, dass Lebensformen sowohl plural sind – es kann also nicht die eine Lebensform geben – als auch Gegenstand von Kritik sein können, nämlich immer dann, wenn sie das jeweils thematisierte Lebensvollzugsproblem nicht lösen können. Entscheidend für die Bestimmung einer Familie als eine solche ist also der konkrete Aufweis, dass Individuen mit- und füreinander Verantwortung tragen. Gerade darin besteht dann auch – zweite Pointe – der unverzichtbare gesellschaftliche Wert der Lebensform Familie: Sie muss ein Ort sein, an dem Individuen lernen, miteinander in Freiheit zu wachsen und zu leben, sich zu achten und Umgangsformen für und mit der Vulnerabilität der jeweilig anderen zu finden.

### Privat und öffentlich

Familie als Lebensform zu denken, bedeutet, sie in ihrer Verschränkung von Darstellungen des Privaten und Öffentlichen zu betrachten. Familie, so kann man zugespitzt formulieren, ist zugleich privat und öffentlich. Sie ist privat, weil es um die Freiheitsrechte und Verantwortungsübernahme Einzelner geht, deren konkrete Ausgestaltung sehr individuell und einzigartig sein kann.

Diese privaten Konfigurationen von Familie sind aber zugleich angewiesen auf öffentliche Kommunikationsräume, Ressourcen und institutionelle Strukturen. Gerade die Erfahrungen in der SARS-CoV-2-Krise zeigen, dass es in Familien gerade dann zu privaten Tragödien und Rückschlägen kommt, wenn öffentliche Kommunikationsräume und Strukturen nicht mehr bereitstehen. Eltern fallen in längst überwunden geglaubte Rollenmuster, Lebensziele geraten in weite Ferne und mögliche Gewalterfahrungen scheinen aus der öffentlichen Sichtbarkeit zu verschwinden.

Es erweist sich als Trugschluss, dass die jeweilige Lebensform Familie sich nur (genug) auf sich selbst beziehen und an sich arbeiten muss, um eine gute Familie zu sein. Gerade hier kann und muss



theologische Ethik in Anschlag bringen, dass und wie sehr die Gestaltung verletzlichen Lebens auf konkrete Gestaltungsräume und Möglichkeiten angewiesen ist.

Drittens aber ist die Lebensform Familie nicht einfach statisch oder gar schon immer gegeben. Sie ist Veränderungen unterworfen und bedarf – auch darauf haben Rahel Jaeggi und in ihrer Folge weitere Denkerinnen und Denker hingewiesen – Reflexion und Kritik. Die Lebensform Familie muss beständig und immer wieder daraufhin befragt werden, ob sie und die in ihr gestalteten Paradigmen die adressierten Probleme auch wirklich zu lösen in der Lage sind. Zu prüfen ist also, inwiefern es die Lebensform Familie tatsächlich

vermag, einen Gestaltungsrahmen zu bieten, in dem Menschen über Generationen hinweg mit- und füreinander verantwortlich mit der Vulnerabilität menschlichen Lebens umzugehen lernen.

Um die konkreten Möglichkeiten und Grenzen von Familie in den Blick zu nehmen, braucht es einen Perspektivwechsel – weg von der Frage, was eine Familie zu einer guten Familie macht. Zwar ist diese Frage wichtig, aber ihr fehlt die nötige kritische Kraft, solange sie nicht zentral nach den Gelingensbedingungen und benötigten Strukturen von Familie fragt.

Die Aufgabe einer solchen Kritik der Lebensform Familie ist es, immer wieder den Blick auf die besonders vulnerablen





Personen innerhalb von Familien zu lenken und auch verborgene Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten an die Oberfläche zu tragen und sichtbar zu machen.

Insofern hat eine Kritik von Lebensformen immer auch einen emanzipatorischen Charakter. Dass beispielsweise Kinder Ansprüche und Rechte auch und gerade in Familien haben, bleibt viel zu oft ein abstraktes Bekenntnis, ohne dass es konkret gelebt und umgesetzt wird.

Es ist schlechtweg nicht hinnehmbar, dass in der aktuellen Corona-Krise Kindern, die aufgrund einer Vorerkrankung zu einer Risikogruppe gehören, oft als einziger Ausweg bleibt, isoliert in ihren Familien zu bleiben. Hinzu kommt, dass

das Infektionsschutzgesetz zu lange nicht vorsah, dass Eltern, die dann aufgrund eines Risikos des Kindes zuhause bleiben (müssen), einen Anspruch auf Verdienstausfall haben.

### Isolierte Kinder

Zurecht mag man sofort einwenden, dass es Aufgabe von Politik sei, hier Lösungen zu entwickeln und finden. Aber zugleich bedarf es einer Kritik, die solche konkreten Missstände aufzudecken und sichtbar zu machen in der Lage ist. Eine Kritik, die bereit ist, sich die Hände schmutzig zu machen und in den Riss zu treten.

Eine Kritik von Lebensformen hat zur zentralen Aufgabe, die Abhängigkeit der Lebensform Familie von strukturellen und institutionellen Bedingungen zu einem zentralen Bestandteil ihres Nachdenkens zu machen. Dass die Lebensform Familie ein zentraler Ort sein kann, an dem Menschen miteinander und füreinander Verantwortung übernehmen und gerade hierin ein soziales Band, ein gemeinsam geteilter

*„Wir müssen endlich beginnen, Familie konsequent als Lebensform zu denken.“*

Boden entsteht, bedarf der Bereitstellung von Strukturen und Ressourcen. Das mag auf den ersten Blick wie ein Gemeinplatz klingen. Und in der Tat wäre es tollkühn zu behaupten, dass dies noch nie gesagt worden oder dieses Bedingungsverhältnis gänzlich unbekannt wäre. Und doch ist eine solche Kritik und damit das nüchterne, aber bestimmte Sichtbarmachen der Missstände gerade angesichts der Erosion von Gelingensbedingungen von Familie zentral.

Falls Sie sich immer noch fragen, wie die epische Schlacht um das Piratenschiff ausgegangen ist: Keine Sorge, da ist alles wieder in Ordnung. Ob das für die Lebensform ebenso gilt? Es wäre naiv zu meinen, dass sich das alles schon wieder einrenken wird. Die Akkus sind leer. Verletzungen sind entstanden. Verantwortungen und Zuständigkeiten haben sich verschoben. Manches wird sich vermutlich wieder einrenken.

Aber wenn die nächste Welle kommt, sollte das nicht unsere einzige Hoffnung bleiben. Was es braucht, ist nicht weniger als ein Paradigmenwechsel. Familien und vor allem die Belange und Bedürfnisse von Kindern standen in der Pandemie bislang immer hinter anderen gesellschaftlichen Bedürfnissen zurück oder wurden ganz übersehen.

Noch heute gibt es keinen klaren Plan, wie Kitas und Schulen sicher offengehalten werden können, um zu verhindern, dass sich für Kinder und Familien „die Welt“ auf kleinstem Raum abspielt. Wir müssen endlich beginnen, Familie konsequent als Lebensform von ihren Voraussetzungen und Gelingensbedingungen her zu denken und zu gestalten. Nur dann kann es gelingen, nicht mit leeren Akkus der nächsten Welle zu trotzen. ▽



DOROTHEA HAHN

### Durchgestartet

Die ersten Monate des neuen US-Präsidenten Joe Biden – was er schon erreicht hat.

Seite 28

ANDREAS MINK

### Abgehängt

Die neue Außenpolitik von Joe Biden knüpft wieder an die alten Bande mit Europa an.

Seite 31

MARCIA PALLY

### Frustriert

Die US-Evangelikalen nun ohne ihren Förderer Donald Trump – wie sie wurden, was sie sind.

Seite 34



Foto: picture alliance

## Eine gespaltene Nation

Die wichtigste Demokratie der Welt ist auf der Suche nach sich selbst – und auf der Suche nach Einheit. Der Sturm auf das Kapitol im Januar dieses Jahres hat gezeigt, auf welchen tönernen Füßen die republikanischen Institutionen der westlichen Vormacht nach vier Trump-Jahren stehen. Nun versucht der neue US-Präsident Joe Biden, das Land wieder mit sich selbst zu versöhnen.

ROMAN ELSENER

### Besänftigt

Die USA sind eine gespaltene Gesellschaft. Gibt es Hoffnung, die Gräben wieder zuzuschütten?

Seite 37

ARND HENZE

### Vereinigt

Die schwarze und die jüdische Bürgerrechtsbewegung nähern sich langsam wieder aneinander an.

Seite 40

INTERVIEW

### „Americans first“

Der frühere Außenminister und Vorsitzende der „Atlantik-Brücke“, Sigmar Gabriel, über die USA.

Seite 43

# Der Heiler

Alt ist der neue US-Präsident Joe Biden – aber ziemlich dynamisch im Amt zugleich

DOROTHEA HAHN

**In der Innenpolitik ist Joe Biden schon jetzt kein Übergangspräsident mehr. Er ist ein Veränderer. Er will sein Land sozialer und gerechter machen, will die Spitzensteuern erhöhen und dem Staat eine größere Rolle im Alltag seiner Landsleute geben – auch wenn das nicht allen gefällt. Über Bidens furiose erste Monate im Land der unbegrenzten Möglichkeiten berichtet die US-Korrespondentin Dorothea Hahn.**

Bestenfalls könne er ein Übergangspräsident werden, das hatten selbst Anhänger von Joe Biden gemunkelt. Für alles andere sei er zu alt, zu vorsichtig, zu sehr darauf bedacht, die Republikaner nicht vor den Kopf zu stoßen. Außerdem seien große Reformen ohnehin zum Scheitern verurteilt: wegen des tief gespaltenen Landes und wegen seiner schwerfälligen und konservativen Institutionen.

Das war vor dem 20. Januar. Seither hat Biden Skeptiker und Anhänger Staunen gelehrt. Dass er den Ton, den Stil und das Personal in Washington verändern und dass er die Hasstiraden aus dem Weißen Haus – per Tweet, Youtube und vor den Fernsehkameras – beenden würde – das war von ihm erwartet worden. Er hatte sich selbst als Heiler angeboten, als einer, der zusammenbringen würde, was sein Vorgänger zerschlagen hatte. Nach dem langen, bitteren Chaos in der Pandemiebekämpfung war auch erwartet worden, dass Bidens Regierung Erfolge gegenüber dem Virus zeigen würde.

Aber Biden ging weiter. Er nahm die Armut und die wachsende soziale Ungleichheit in den USA ins Visier. Gleich nachdem er sein mit der Rekordsumme von 1,9 Billionen Dollar ausgestattetes Konjunkturprogramm „American Rescue Plan“ unterschrieben hatte, begann er mit der Arbeit an dem Infrastrukturplan „Build Back Better“ – ein Projekt, so gigantisch wie es die USA seit den Dreißiger Jahren des letzten Jahrhunderts nicht mehr gesehen haben. Bidens Hilfen richten sich gezielt an die untere Mittelschicht. Er führt Sozialleistungen ein, die in anderen Industrieländern selbstverständlich sind, aber in den USA schier unmöglich schienen. Unter anderem enthält der „American Rescue Plan“ steuerliche Erleichterungen für Eltern mit geringem Einkommen. Sie könnten die Kinderarmut in den USA um mehr als die Hälfte reduzieren. Er führt erneut Regeln zur Reinhaltung von Luft und Wasser ein, gab den Familienplanungszentren die staatliche Unterstützung zurück, verbot die Ungleichbehandlung von sexuellen Minderheiten im Militär, im Gesundheitswesen und in Unternehmen. Und Biden stoppte den Mauerbau längs der Südgrenze sowie das Einreiseverbot für

Menschen aus muslimischen Ländern. Diese Vorstöße machen Biden zu einem der meist unterschätzten neuen US-Präsidenten seit langer Zeit.

Der 78-Jährige redet wenig (in seinen ersten 100 Tagen im Amt gab er nur ein Drittel der Worte von sich, die sein Amtsvorgänger in derselben Periode abgesondert hatte). Auch bei Unwahrheiten hält er sich zurück (die Fact Checker der Washington Post zählten bei Trump 517 Lügen in den ersten 100 Tagen – bei Biden 78. Nur Letzterer korrigierte einige davon später).

Nach der Trump-Regierung mit mehrheitlich weißen Männern hat Biden Frauen und viele Angehörige der Minderheiten zu Ministern gemacht. Sein Kabinett sieht aus wie das reale Land. Mit Jungen und mit Alten, mit Schwarzen, Latinos und mit einer Native American als Innenministerin. 245 Jahre nach

*Der neue US-Präsident Joe Biden kurz vor dem Abflug mit der Air Force One zu seiner ersten Auslandsreise Anfang Juni.*



der Unabhängigkeit ist Deb Haaland die erste Nachfahrin von Ureinwohnern in einer US-Regierung. In der Innenpolitik ist Biden damit schon jetzt kein Übergangspräsident mehr. Er ist ein Veränderer. Er will sein Land sozialer und gerechter machen, will die Spitzensteuern erhöhen, will dem Staat eine größere Rolle im Alltag seiner Landsleute geben und will die Gewerkschaften als positive Kraft rehabilitieren. „Die Regierung“, sagt Biden in seiner ersten Ansprache als Präsident vor beiden Kammern des Kongresses, „sind wir, das Volk. Die Regierung sind Du und ich.“ Für die USA sind das radikale Worte. Sie bedeuten eine Abkehr von vier Jahrzehnte alten Dogmen, die sowohl republikanische als auch demokratische Regierungen vertreten haben.

Als Biden sein Amt antrat, standen die USA unter Schock. Mehr als 400 000 Menschen waren bereits in der Pandemie gestorben. Der damals nur zwei Wochen zurückliegende Sturm von hunderten teils schwer bewaffneten Trump-Anhängern auf das Kapitol – der massivste Angriff auf die US-Demokratie seit Generationen – weckte Ängste vor einem neuen Bürgerkrieg. Und der an der Urne gescheiterte Donald Trump verbreitete weiterhin seine zersetzend und aufwiegelnd gemeinte Behauptung, er und nicht Biden sei der Sieger der Wahl. Die Amtseinführung des neuen Präsidenten fand hinter Masken und hinter

Zäunen sowie fast unter Ausschluss der Öffentlichkeit statt. Die US-Hauptstadt war eine Festung. Soldaten beherrschten das Straßenbild. Biden schien der richtige Mann für die bedrohliche Lage. Bekannt, vertraut, vorhersehbar. Generationen von US-Amerikanern sind mit ihm aufgewachsen. Sie nennen ihn „Joe“. Sie schätzen sein: „Hey Folks“, sein Witzeln über sein Stottern und sein Schulterklopfen für Männer – und sie sehen, dass er sich neuerdings bei Umarmungen und Küsschen für Frauen zurückhält. Sie kennen schon lange seine Ambitionen – er war Senator, Vizepräsident und Daueranwärter für das Weiße Haus. Sie haben Anteil an seinen privaten Dramen genommen – der

*„Joe“ ist ein Sympathieträger. Selbst radikalen Rechten fällt es schwer, Gift gegen ihn zu versprühen.*

Autounfall, bei dem seine erste Frau und Tochter starben, der Krebstod seines Sohns Beau, die Drogenabhängigkeit seines zweiten Sohnes Hunter. Haben seine Tränen gesehen. Und mögen seine zweite Gattin Jill, eine berufstätige Frau, die auch als First Lady weiter unterrichtet.

Das hat Biden menschlich gemacht. „Joe“ ist ein Kumpel und ein Sympathieträger. Selbst radikalen Rechten fällt es



schwer, Gift gegen ihn zu versprühen. Während sich das Land bei Hillary Clinton oder Barack Obama in glühende Verehrer und leidenschaftliche Gegner spaltet, hören auch Republikaner freundlich zu, wenn Biden über „Unity“ – Einheit – und überparteiliche Zusammenarbeit spricht. Politisch ist er bekannt als Verteidiger des Status Quo, als eine Säule des zentristischen Flügels seiner Partei. Er hat als Senator für ausländische Militäreinsätze und für die Verschärfung des Strafrechts gestimmt. Hat die Interessen von Kreditkartenunternehmen, von denen viele in seinem Bundesstaat Delaware ansässig sind, gegen den Schutz von Konsumenten verteidigt. Und hat vertraulich mit weißen Segregationisten aus den Südstaaten zusammen gearbeitet und noch im zurückliegenden Wahlkampf deren „Höflichkeit“ gepriesen.

### Systemischer Rassismus

Als Präsident schlägt Biden andere Töne an. „Der systemische Rassismus ist ein Flecken auf der Seele unserer Nation“, sagte er, nachdem ein Geschworenengericht in Minneapolis einen Polizisten wegen Mord und Totschlag an dem unbewaffneten Schwarzen George Floyd verurteilt hatte. Als Präsident spricht er anders über die tiefen sozialen Gräben, die durch das Land gehen. An seinem 100. Amtstag, bei seiner Rede vor dem Kongress, klingt Biden wie der demokratische Sozialist Bernie Sanders, als er immer wieder sagt, dass auch die Milliardäre endlich ihren fairen Anteil an Steuern zahlen müssen.

Der bekannte schwarze Theologe und Universitätsprofessor Cornel West bescheinigt dem Präsidenten einen politischen Mut, der Barack Obama gefehlt habe. Das Kompliment ist umso gewichtiger, als der Theologe noch im letzten Jahr vor Biden gewarnt hatte. Damals nannte er ihn eine „neoliberale Katastrophe“. Auch andere Linke haben sich Biden angenähert. Der demokratische Sozialist Bernie Sanders, sein mächtigster Widersacher im Vorwahlkampf, ist heute einer seiner großen Unterstützer. Er sieht Biden als den „progressivsten Präsidenten“ seit Franklin Delano Roosevelt, der die USA

### *Bidens Erfolg sorgt für Aufbruchstimmung und Optimismus. Ein Ruck geht durch das Land.*

mit dem „New Deal“ aus der Depression herausgeführt hat. Auf „FDR“ gehen die Sozialversicherung, Stauseen und das Netz von Interstate Highways zurück. Unter Biden wurden die USA binnen weniger Wochen von dem internationalen Schlusslicht bei der Pandemiebekämpfung zu einem Vorbild für andere Länder. Der Erfolg sorgt für Aufbruchstimmung und Optimismus.

Diesen Ruck, der durch das niedergeschlagene Land geht, spüren sowohl demokratische als auch republikanische Wähler. Biden will das nutzen. Nachdem er den American Rescue Plan unterschrieben hat, gehen er und seine Vizepräsidentin auf eine Werbe-Tour durch die Provinz. Bei ihren Auftritten in Swing-States, in denen Biden knapp gegen Trump gewonnen hat, erklären sie die Vorteile ihrer Politik. Das hat Biden von seinem Ex-Chef Obama gelernt. Der hat zwar die Gesundheitsreform durchgesetzt, aber sie anschließend nicht als Werbeargument für seine Politik genutzt. Obama hatte seinen

politischen Gegnern die Kommunikation über sein wichtigstes Reformpaket überlassen.

Unter Biden sind die Mehrheiten der Demokraten im Kongress nur hauchdünn. Lediglich dank Vizepräsidentin Harris verfügen sie im Senat über eine Stimme mehr als die Republikaner. Das reicht nicht für große politische Reformen wie das versprochene neue Einwanderungsgesetz, mehr Schusswaffenkontrolle und eine andere Klimapolitik. Um das durchzusetzen, braucht Biden republikanische Dissidenten, die gegen den Mainstream ihrer Partei stimmen. Und er braucht eine Öffentlichkeit, die Druck auf die Kongressabgeordneten macht.

Auf beides arbeitet er hin. Vorerst helfen ihm dabei die internen Auseinandersetzungen in der Republikanischen Partei über die künftige Rolle von Trump. Vorerst suchen die Republikaner auch noch nach dem Leitmotiv für ihre Opposition gegen Biden. Sie haben verschiedene Themen angetestet – darunter die angebliche Invasion an der Südgrenze der USA und zuletzt der angebliche Mangel an Unterstützung für Israel – aber sich noch auf keines festgelegt.

Die Zustimmung zu Bidens Politik ist mit 54 Prozent größer, als Trump sie je erlebt hat. Aber sie ist niedriger als bei früheren US-Präsidenten nach ihren ersten Monaten im Amt. Und die Anhänger von Trump sind geschlossen wie eh und je. Biden präsidiert ein tief gespaltenes Land. Der Graben geht auch durch Bidens katholische Kirche. Das ist anders bei den fundamentalistischen Evangelikalen. Aus ihren Reihen kommt der größte zusammenhängende Wählerblock für Trump. Sie haben Trump ins Weiße Haus gebracht. Haben dafür gesorgt, dass er die US-Botschaft nach Jerusalem verlegt hat. Haben die Obersten Richter ihrer Wahl bekommen. Und haben die Reizthemen Abtreibung und LGBT-Rechte auf die politische Tagesordnung gebracht. Biden steht auf ihrer Liste von großen Übeln.

### Liste großer Übel

Für Demokraten wie Biden sind die fundamentalistischen Evangelikalen unerreichbar. Bei den Katholiken ist das anders. Da ist eine Mehrheit der Gläubigen liberal. Sie wollen eine andere Einwanderungspolitik und befürworten mehr Sozialstaat. Aber zugleich hadern 47 Prozent der Katholiken mit Bidens Familienpolitik. Vor allem weil er Schwangerschaftsabbrüche billigt und weil seine Regierung es zulässt, dass die Abtreibungspille während der Pandemie per Post versandt wird.

In der katholischen Hierarchie sind die Biden-Kritiker die lautstärksten. Joseph Naumann, Erzbischof von Kansas City, ist einer ihrer Wortführer. Naumann nennt Bidens Position zum Schwangerschaftsabbruch ein „moralisches Übel“. Für den gläubigen Katholiken und regelmäßigen Kirchgänger Biden wiegt die Kritik schwer. Nach John F. Kennedy ist er erst der zweite katholische Präsident der USA.

Der alte Mann, der ins Weiße Haus gekommen ist, um das Land zu modernisieren, versucht eine Politik, die anderswo abgewickelt wird. Seine sozialen Reformen sind sein wichtigstes Argument. Vorerst sind sie zeitlich befristet. Aber Biden will sie langfristig im Gesetz verankern. Mit republikanischen Mehrheiten nach den Halbzeitwahlen im Herbst 2022 hätte er dazu keine Chance. Er muss weiter die Werbetrommel rühren. ◀



Eine neue Außenpolitik: Europa wieder erwünscht. US-Präsident Joe Biden auf Augenhöhe mit europäischen Partnern bei der Münchner Sicherheitskonferenz im Februar 2021.

## Die Last der Dominanz

Biden konzentriert sich in der Außenpolitik auf realistische Ziele und wesentliche Interessen

ANDREAS MINK

**Außenpolitik sollte Nebensache bleiben. Doch die Realitäten in Nahost machen dem neuen US-Präsidenten Joe Biden einen Strich durch die Rechnung. Dahinter wird eine grundlegende Krise im Selbstverständnis und in der Position der Vereinigten Staaten weltweit deutlich, analysiert der Journalist Andreas Mink, der seit Jahren aus den USA berichtet.**

Joe Biden und sein Team haben im Weißen Haus einen starken Start hingelegt – und das mit Ideen und Zielen, die der Lage Amerikas und der Welt angemessen schienen. Der Außenpolitik kam dabei eher eine Nebenrolle hinter der Bewältigung der Covid-19-Pandemie und der Erneuerung der amerikanischen Volkswirtschaft durch immense Infrastruktur-Investitionen zu, die auf längere Sicht die gesellschaftlichen Spaltungen im Lande heilen sollten.

Dass Amerika längst nicht mehr die dominante Wirtschaftsmacht weltweit ist, schlägt aber auch direkt auf die Außenpolitik von „Team Biden“ durch. Das erklärt ein ehemaliger Offizieller am Nationalen Sicherheitsrat unter Barack Obama gegenüber *zeitzeichen*: Biden habe zwar die Rückkehr Amerikas in die traditionelle Führungsrolle an der Spitze der „freien Welt“ als Programm verkündet. Aber der Präsident, Außenminister Tony Blinken und der Nationale Sicherheitsberater Jake Sullivan hätten sehr wohl erkannt, dass Amerikas Kräfte und Einfluss nicht zuletzt gegenüber der wachsenden Wirtschaftsmacht Chinas schwinden. Dies mache außenpolitischen Realismus und damit eine Konzentration auf wesentliche Interessen notwendig, so der frühere Mitarbeiter Obamas. Dazu gehörten laut dem Insider die

Revitalisierung der transatlantischen Beziehungen mit Europa auch im Rahmen der Nato, die Stabilisierung der Lage in Nahost und eine entschiedene Linie gegen die Provokationen und Ambitionen Russlands. Zentrales Ziel Bidens sei jedoch die Fortsetzung der „Wende in den asiatisch-pazifischen Raum“ und damit eine Stärkung der amerikanischen Position gegenüber China, die Obama eingeleitet und Trump auf seine eigene, chaotische Weise, etwa mit Truppen-Reduktionen in Afghanistan und im Irak, fortgesetzt hat. Die Voraussetzungen für dieses Konzept seien trotz der immensen von Trump verursachten Beschädigung des amerikanischen Ansehens günstig gewesen. Denn noch sei die „Hard Power“ Amerikas ungebrochen, also die auf Militär, Basen und Rüstungstechnik gestützte Macht. Der Insider kennt Bidens Team gut und hat eine sehr hohe Meinung von Blinken, Sullivan, aber auch Avril Haines, die als „Director of National Intelligence“ die Geheimdienste koordiniert. Zudem saßen auch in nachgeordneten Positionen erneut hochintelligente Fachkräfte, denen die persönliche Karriere nicht zu Kopf gestiegen sei.

Praktische Schritte für die Umsetzung des in vielen Details seit gut einem Jahr vorbereiteten Konzeptes waren laut dem Insider der Wiedereintritt in das Pariser Klima-Abkommen und generell ein neubelebter Dialog mit den Europäern. Dazu kam ein baldiger Abzug sämtlicher US-Truppen aus Afghanistan, nicht zuletzt aber die Rückkehr zu dem 2018 durch Trump aufgekündigten internationalen Atomabkommen mit Iran (JCPOA). Dieses sollte den allmählichen Rückzug Amerikas aus der Krisenregion Nahost und eine Bündelung der Kräfte auf den Fernen Osten erlauben. Doch spätestens mit dem erneuten Aufflammen des Konfliktes zwischen Israel und Palästinensern droht dieses fein gesponnene Konzept zu Makulatur zu werden.



Denn der Schlagabtausch im Heiligen Land offenbart zum einen die Grenzen der amerikanischen Macht, die weder die Eskalation verhindern, noch diese rasch wieder zu dämpfen vermochte. Zweitens aber verwandelt der Palästina-Konflikt Bidens Außenpolitik zu einem Zankapfel in der Innenpolitik. In der demokratischen Partei ist ein leidenschaftlicher Disput über die von Biden und Blinken beschworene „unerschütterliche Unterstützung Israels“ ausgebrochen. Wichtige Linke wie Bernie Sanders und Alexandria Ocasio-Cortez haben Biden bisher erstaunlich loyal unterstützt. Nun setzen sie die Palästinenser mit unterdrückten Minoritäten in den USA gleich und rufen unter der Parole „Palestinian Lives Matter“ nach gleichen Rechten für Araber und der Streichung der jährlich vier Milliarden Dollar an Hilfen für Israel.

Diese Differenzen hatten sich zuvor in einer hitzigen Debatte zum Iran-Atomabkommen JCPOA abgezeichnet: Hier fordern moderate Demokraten im Verein mit den Republikanern und Israel eine harte Linie gegen Iran, also keinerlei Zugeständnisse bei Sanktionen bis zum Abschluss eines neuen Vertrags. Dieser müsse Teherans Raketen-Rüstung oder regionale Aktivitäten wie das Bündnis mit Baschar Al-Assad in Syrien umfassen. Realistisch war dies bereits Anfang Mai nicht. Nach dem Aufflammen des Palästina-Konfliktes erscheinen Kompromisse zwischen Washington und Teheran über das JCPOA aber ohnehin als fragwürdig.

Kollidieren die Pläne von „Team Biden“ hier evident mit der rauen Wirklichkeit, so gerät die amerikanische Außenpolitik ohnehin in eine Grundsatzkritik mit wachsender Reichweite. Diese wird einerseits von altgedienten „Realisten“ wie dem Harvard-Historiker Stephen Walt oder dem Ex-Militär und Historiker Andrew Bacewicz getragen, die Amerikas „endlose Kriege“ im Orient beenden und die Nation in die Rolle eines „Schlichters regionaler Konflikte aus der Distanz“ lenken wollen – im Fach-Englisch „Offshore Balancing“ genannt.

Dazu kommen jüngere Stimmen. Bacewicz hat 2019 mit dem Iran-Experten Trita Parsi in Washington das „Quincy Institute for Responsible Statecraft“ gegründet. Finanziert von einer erstaunlichen Zusammenarbeit der ansonsten ideologisch konträren Philanthropen Charles Koch und George Soros, argumentiert der „Think Tank“ für eine radikale Abkehr der Außenpolitik von dem Beharren auf globaler Dominanz und „Leadership“, wie sie Biden grundsätzlich weiterhin vertritt. Diese Denkschule ist in Medien und auf Social Media zunehmend präsent. Einen fundamentalen Text dazu hat der junge Historiker Stephen Wertheim im vergangenen Jahr mit „Tomorrow the World. The Birth of U. S. Global Supremacy“ vorgelegt. Er ist am Quincy Institute als „Direktor für Global-Strategie“ aktiv.

### Tieferliegende Denkfehler

*zeitzeichen* gegenüber bezeichnet Wertheim die Iran-Frage als Indiz für tieferliegende Denkfehler der Außenpolitik auch dieser Regierung: „Biden und Blinken teilen die Welt und speziell den Nahen Osten ebenfalls weiterhin in Freunde und Gegner.“ Diese Einmischung verschärfe regionale Konflikte sogar noch, da „Freunde“ wie Israel und Saudi-Arabien mit dem Beschützer Amerika im Rücken kaum an einem Ausgleich mit Iran interessiert seien. Dann holt Wertheim weiter aus: „Ich bin Jahrgang 1985 und betrachte mich als Mitglied einer Generation, die sich für das Handeln Amerikas als Weltmacht schämt. Das geht von den ‚endlosen Kriegen‘ nach 9/11 bis zu der Unterstützung der Saudis im Bürgerkrieg im Jemen. Dazu kommen die immensen Kosten für das Militär bei stetig steigenden Staatsschulden.“ Bidens Parole „America is Back“ sei wohl nur so zu verstehen, dass der neue Präsident in das alte Muster zurückfällt und die militärische Dominanz Amerikas erhalten will: „Aber diese auf das Jahr 1940 zurückgehende Doktrin ist eindeutig gescheitert.“





Der US-Flugzeugträger Ronald Reagan (links) bei einem Manöver im Pazifik in der Nähe der Philippinen.

USA mit einem Drittel der Staaten weltweit alliiert, also an deren Verteidigung gebunden. Dies hat zu einer riskanten „imperialen Überdehnung“ geführt, so Wertheim: „Unsere Verpflichtungen sind derart extensiv, dass sie an Glaubwürdigkeit verlieren. Was geschieht, wenn Gegner uns testen und wir plötzlich mehrere Konflikte gleichzeitig bewältigen müssen?“ Resultat könnte ein dritter Weltkrieg sein – oder aber, dass die Vereinigten Staaten Alliierte im Stich lassen.

Doch die Dominanz-Doktrin steht selbst dem Abzug aus Afghanistan im Wege. Dies erklärt Barnett Rubin in einer Analyse für das „United States Institute for Peace“. Rubin war Politologie-Professor an der New York University, Berater der Obama-Regierung und gilt als führender Afghanistan-Experte in den USA. Er hebt eine in der breiten Öffentlichkeit nur selten diskutierte, aber besonders problematische Facette der amerikanischen Dominanz-Strategie hervor: Amerika hat beim Einmarsch in Afghanistan vor zwanzig Jahren noch das fünf-fache Bruttosozialprodukt der eurasischen Nachbarstaaten inklusive China, Indien und Russland erwirtschaftet. Inzwischen ist dieser Wert auf die Hälfte der ökonomischen Potenz dieser Staaten geschrumpft. Dennoch hat die Trump-Regierung offiziell einen Dialog mit den als „Gegnern“ eingestuftten Mächten

*Amerika wirkt zu schwach, um ein erneut drohendes Chaos in Afghanistan alleine zu verhindern.*

China, Iran und Russland über eine Befriedung und stabile Nachkriegs-Ordnung für Afghanistan abgelehnt. So wirkt Amerika nun zu schwach, um ein erneut drohendes Chaos in Afghanistan alleine zu verhindern. Doch Washington scheint auch unter Biden nicht geneigt, dabei andere Mächte als Partner einzubeziehen. Aber eben diese Nachbarstaaten sind auf vielfältige Weise in Afghanistan involviert, und zumindest Iran macht den Amerikanern dabei durch Beziehungen zu den Taliban Probleme. Rubin ruft daher dringend zu einem Kurswechsel und Dialog mit den Anrainern auf. Wie oben erwähnt, erschien die Lage Mitte Mai in Israel-Palästina ähnlich. Washington wirkte lange unfähig, auch nur einen Waffenstillstand durchzusetzen, geschweige denn eine Friedenslösung, die Israelis wie Palästinensern eine selbstbestimmte Existenz in Sicherheit und Wohlstand erlaubt.

So sind von Biden unversehens Flexibilität und Entscheidungsstärke gefragt, die laut einem Exposé der *New York Times* nicht seine Stärke sind. Nun gilt es, die verbliebene „Hard Power“ Amerikas für eine sanfte Landung auf dem Boden geschrumpfter Wirtschaftsmacht umzumünzen. Dabei führt eigentlich kein Weg vorbei an Wertheims Maxime „von Dominanz zu Kooperation“. Aber letztlich steht hier auch die als Machtwettbewerb angelegte „Wende in den asiatisch-pazifischen Raum“ zur Disposition. Denn wenn die USA mit einer anderen Macht zu einem Dialog auf Augenhöhe kommen müssen, dann sicherlich mit China. Ob Peking jedoch an einer solchen „Zusammenarbeit“ interessiert ist, steht auf einem anderen Blatt. ◀

Wertheims Buch zeichnet die Entstehung dieser Doktrin noch vor dem Eintritt der USA in den Kampf gegen die Achsenmächte nach. Planer und Entscheidungsträger in Washington waren schockiert von dem raschen Triumph Hitler-Deutschlands über Frankreich im Mai-Juni 1940 und zogen daraus die Konsequenz: Amerika muss die Welt zukünftig als stärkste Macht militärisch dominieren können. Dahinter stand die Erwartung einer langfristigen Bedrohung durch totalitäre Mächte. Dagegen konnte nur Dominanz abhelfen: „Aber diese Gefahr ist eindeutig mit dem Kollaps der Sowjetunion vor nun über dreißig Jahren verschwunden. Doch damit gingen anscheinend auch Maß und Vernunft bei der amerikanischen Außenpolitik verloren, was nach 9/11 zu endlosen Kriegen in Nahost und Zentralasien, aber auch zu kaum überschaubaren militärischen Interventionen von Nordafrika bis auf die Philippinen geführt hat.“

Das Beharren auf Dominanz mit 900 Basen und 200 000 Soldaten in Übersee provoziert die Feindschaft anderer Staaten, blockiert produktivere Formen von Außenpolitik und untergräbt damit die Sicherheit Amerikas, so Wertheim: „Ich plädiere stattdessen für einen Übergang von Dominanz zu Kooperation.“ Mit amerikanischer Ermutigung sollten regionale Akteure von Osteuropa über Nahost und Zentralasien bis Nordostasien Verantwortung übernehmen, also Spannungen und Probleme untereinander beilegen. Die USA könnten dann den immensen Wehr-Etat in den „Wiederaufbau“ im Inneren umleiten.

Andererseits aber schöpft Wertheim schon Hoffnung aus dem Abzug aus Afghanistan. Biden habe die Grenzen des militärisch Möglichen dort erkannt und die richtigen Konsequenzen gezogen. Unklar bleibe jedoch, ob er diese Einsicht auf die strategische Ausrichtung der USA insgesamt anwendet, also über die Bücher geht und jedes Engagement Amerikas weltweit mit der Frage überprüft: „Verfolgen wir zeitlich begrenzt und jeweils realistische Ziele, die auch nachweisbar direkt der amerikanischen Bevölkerung zugutekommen?“ Denn heute seien die

# Doppeltes Misstrauen

Der frühere US-Präsident Trump hat viel für die Evangelikalen getan. Ändert sich nun etwas?

MARCIA PALLY

Viele weiße Evangelikale haben die Politik von Donald Trump befürwortet, weil sie gegenüber Regierungen und anderen „Außenseitern“ misstrauisch waren. Warum?

Die Antwort liegt zum Teil in den Grundsätzen der Evangelikalen und in ihrer Geschichte, aber auch in Kräften, die die Amerikaner insgesamt betreffen, analysiert die US-Gelehrte und Expertin für Evangelikale, Marcia Pally.

Wie sieht die Zukunft der weißen evangelikalen Politik aus, nachdem Donald Trump das Weiße Haus verlassen hat, aber in der Republikanischen Partei immer noch mächtig ist? Die Beantwortung dieser Frage erfordert einen Blick darauf, wie weiße Evangelikale überhaupt dazu gekommen sind, ihn zu unterstützen.

Seit der Präsidentschaft von Ronald Reagan waren weiße Evangelikale mit deutlicher Mehrheit für die Republikaner, der tiefste Wert waren 62 Prozent im Jahr 1996 bis zu einem Höchstwert von 81 Prozent im Jahr 2016. Sie haben eine zunehmende Unterstützung für rechtspopulistische Positionen gezeigt, zwischen 76 bis 81 Prozent der Evangelikalen haben 2020 für Trump gestimmt. Diese Unterstützung ergibt sich aus dem evangelikalen Glauben – aber vielleicht nicht aus rein religiösen Überzeugungen wie der Ablehnung von Abtreibung und von LGBTQ-Rechten. Als Amerikaner finden weiße Evangelikale Rechtspopulismus aus den gleichen Gründen attraktiv wie andere Amerikaner. Darüber hinaus bringen bestimmte evangelikale Grundsätze und vor allem ihre religiös-politische Geschichte viele weiße Evangelikale in eine Position, Rechtspopulismus positiv zu bewerten.



Und so finde ich eindimensionale Berichte über evangelikale Politik zu einfach. In der Tat war 2016 die Wirtschaft der wichtigste Faktor bei der Bestimmung der Kandidatenwahl für 62 Prozent der „Evangelikalen dem Glauben nach“ und für 59 Prozent der „sich selbst als Evangelikale identifizierenden Menschen“, so die Meinungsforschung. Nur 36 beziehungsweise 31 Prozent waren durch das Abtreibungsthema motiviert, die Republikaner zu wählen, 17 beziehungsweise 16 Prozent durch LGBTQ-Angelegenheiten. Im Jahr 2020 waren die Wirtschaft (22/24 Prozent) und die Covid-19-Pandemie (16/19 Prozent) die wichtigsten Faktoren für Menschen mit evangelikalem Glauben oder regelmäßige Kirchgänger (Gottesdienstbesuch mindestens einmal im Monat), während die Themen Abtreibung, Religionsfreiheit und die nationale Sicherheit nur für halb so viele Evangelikale wahlentscheidend waren wie für diejenigen, für die die Wirtschaft das Topthema war. Alle anderen Anliegen, einschließlich der Einwanderung und der Kandidaten für den Obersten Gerichtshof, waren für beide Gruppen nur zu acht Prozent oder weniger entscheidend.

Die Sorge um eine starke Wirtschaft (und nicht Fragen der religiösen Überzeugung) führten weiße Evangelikale dazu, für Trump zu stimmen, was eine Affinität zwischen ihren wirtschaftlichen Ansichten und denen Trumps widerspiegelt, nämlich dass

erstens eine stark regulierende Regierung die Wirtschaft behindere und eine solche Regierung durch Steuersenkungen und den Abbau von Unternehmensgesetzen in Schach gehalten werden muss. Und dass zweitens Außenstehende (wie Einwanderer oder Nicht-Weiße) jede Arbeit annehmen müssen, da sie sonst die wirtschaftliche Vitalität und die amerikanische Lebensweise untergraben. Trumps wichtigste Errungenschaften im Amt waren 2017 die dauerhafte Steuersenkung für die reichsten Amerikaner und Unternehmen sowie die Aufhebung vieler Vorschriften in Sachen Umweltschutz, Arbeit, Wohnen, Energie und so weiter; die Grenzmauer, um die Einwanderung zu stoppen; und das Einreiseverbot aus mehreren Ländern mit muslimischer Mehrheit. Wie viele weiße Evangelikale haben diese Politik befürwortet,

### *Die US-amerikanische Kultur pflegt traditionell ein starkes Misstrauen gegen die eigene Regierung.*

weil sie gegenüber der Regierung und anderen „Außenstehern“ misstrauisch waren? Die Antwort liegt zum Teil in den Grundsätzen der Evangelikalen und in ihrer Geschichte, aber auch in Kräften, die die Amerikaner insgesamt betreffen. Zunächst besteht in der amerikanischen Kultur seit langem ein Misstrauen gegenüber der Regierung, da Einwanderer in die USA im Laufe der Jahrhunderte ja aus politisch, wirtschaftlich und religiös unterdrückenden Staaten geflohen sind. Die Kultur ist auch von Misstrauen gegenüber Außenstehenden geprägt, da das Leben an den *frontiers* bei der weißen Besiedlung Nordamerikas Eigenständigkeit erforderte, ebenso Vertrauen in die eigene Gemeinschaft, Vorsicht gegenüber Fremden und den weit entfernten Bundesbehörden. In der Tat weiteten sich die Aufstände gegen Bundessteuern, die *Shays' Rebellion* (1786–1787) und die *Whiskey Rebellion* (1791–1794), fast so schnell aus wie das Land selbst. So war es auch bei den gegen Einwanderer gerichteten „Alien and Sedition Acts“ von 1798. Die Anti-Einwanderer-„Know Nothing“-Partei war in der Vorkriegszeit eine bedeutende politische Kraft. In den Jahren 1875, 1882 und 1924 wurden erneut diskriminierende Einwanderungsgesetze erlassen.

Sowohl wegen ihrer Lehre als auch wegen ihrer politischen Geschichte trugen Evangelikale zu dieser doppelten Vorsicht bei. Als Erben der Täufer und der religiös Andersdenkenden, die vor den verfolgenden Staatskirchen Europas geflüchtet waren, waren die Evangelikalen gegenüber der Regierung besonders misstrauisch. Die Betonung der Lehre auf das individuelle Lesen der Bibel und auf das „Priestertum aller Gläubigen“ – und nicht auf die Abhängigkeit der Gläubigen von Priestern – trug zum evangelikalen Misstrauen gegenüber den Regierungs- und Kirchenautoritäten bei. Hervorragende Berichte über die evangelikale Rolle in der Ideologie der weißen Vorherrschaft (*white supremacy*) in Amerika findet man in Robert Jones' Buch *White Too Long* und David Gushees Buch *After Evangelicalism*. Das doppelte Misstrauen gegenüber der Regierung und Außenstehenden ist nur ein Merkmal der politischen Kultur Amerikas, es ist auch eines des Evangelikalismus – tatsächlich sind 20 bis 25 Prozent der Evangelikalen von beidem geprägt, vom Misstrauen gegen

*Wichtige evangelikale und konservative Persönlichkeiten beten gemeinsam auf einer Pro-Trump-Veranstaltung in Georgia.*



Foto: picture alliance

die Regierung wie gegen Außenstehende. Trotzdem scheint das eine kräftige Reaktion zu sein, die besonders unter Bedingungen der Not abrufbar ist. Amira, Wright und Goya-Tocchetto bemerken: „Obwohl die Tendenz, der *Ingroup* zu helfen, prioritär zu sein scheint, ändern die Befragten in Situationen symbolischer Bedrohung der eigenen Identität den Gang – und entscheiden sich dafür, der *Outgroup* Schaden zuzufügen.“ Das heißt, äußere Not treibt Menschen dazu, nach Erklärungen und Lösungen zu suchen und den „Anderen“ die Schuld zu geben. Unter den Amerikanern, einschließlich der weißen Evangelikalen, waren die langjährigen „Anderen“ die Bundesregierung und die „Außen-seiter“ (Einwanderer, Schwarze). Unter den Bedingungen der Not – sei es der wirtschaftliche Umbruch oder aufgrund eines raschen Wandels des sozialen Status, der Demografie, der Geschlechterrollen oder der Technik – sind diese Gruppen immer wieder beliebte Ziele.

Dies ist eine Möglichkeit zu verstehen, was der Rechtspopulismus Trumps verspricht: nämlich einfache Lösungen für die bedrohte Lebensweise, den befürchteten Statusverlust und wirtschaftliche Nöte, die sich erstens gründen auf ein binäres, in Gegensätzen denkendes „Wir-gegen-Die-Verständnis“ für die Ursachen der Not und die, zweitens, leicht zu erfassen sind, weil sie bekannt sind und dem historisch-kulturellen Hintergrund der Gesellschaft entstammen. Graham Ward nennt dies die „kulturelle Vorstellungskraft“.

Evangelikale sind genauso wie andere Amerikaner mit Arbeitslosigkeit und Unterbeschäftigung konfrontiert, insbesondere in Regionen der „alten Industrie“, die vom globalisierten Handel und im Wesentlichen von Automatisierungs- und Produktivitätsgewinnen betroffen sind, die zu 88 Prozent für Arbeitsplatzverlust verantwortlich sind. Mit der finanziellen Not verbunden ist die Angst vor Statusverlust und Veränderungen

### *Es gibt Stressfaktoren, die auf Evangelikale wirken, etwa das Gefühl politisch-kultureller Marginalisierung.*

der Lebensweise. Diejenigen, die sich zwischen 2010 und 2018 am meisten von der Republikanischen Partei angesprochen fühlten, waren Weiße ohne Hochschulabschluss, aber mit einem Einkommen der Mittelklasse (etwa 77 500 bis 130 000 US-Dollar pro Jahr). Sie waren besorgt, dass in einer „wissensbasierten“ Wirtschaft ihre Möglichkeiten zunehmend eingeschränkt würden und ihr „respektabler“ Status bedroht sei.

Zusätzlich zu diesem Druck, der 30 bis 40 Prozent der Amerikaner politisch nach rechts bewegt hat, gibt es Stressfaktoren, die speziell auf Evangelikale wirken, insbesondere das Gefühl politisch-kultureller Marginalisierung und Ablehnung in einer zunehmend säkularen und sozialliberalen Nation. Während des *Scopes*-Prozesses von 1925 wurden Evangelikale öffentlich verspottet, weil sie sich gegen den Evolutionsunterricht an öffentlichen Schulen aussprachen, in denen 1968 dann das gemeinsame Schulgebet gestrichen wurde. Die Gegenkultur der 1960er-Jahre, die Programme für Bürgerrechte und die „Great Society“ unter der „big-government-Regierung“ von Präsident Lyndon Johnson, die Proteste gegen den Vietnam-Krieg sowie die Bewegungen für Frauen- und Homosexuellen-Rechte förderten das Gefühl der Marginalisierung unter den Evangelikalen. 1973 wurde die Abtreibung legal. In den 1970er-Jahren drohte die

Regierung damit, die Steuerbefreiung von religiösen Schulen zu beenden, die Rassentrennung praktizierten. Die Besorgnis der Evangelikalen wuchs erneut, als die Obama-Regierung die Steuerbefreiung und den Zugang zu Bundeszuschüssen für religiöse Institutionen in Zweifel zog, die die LGBTQ-Fakultäten und queere Studenten diskriminierten. Wegen des Bundesgesetzes von 2010, das Angestellten Mittel der Geburtenkontrolle durch betriebliche Krankenversicherungen ermöglichte, und der Legalisierung der Homo-Ehe von 2015 glaubten die Evangelikalen erneut, dass eine große (säkulare) Regierung auf ihre Freiheit einprügele.

### **Angst vor „den Anderen“**

Im Jahr 2020 waren zwei Drittel der weißen Evangelikalen der Ansicht, dass Christen häufig Diskriminierung ausgesetzt seien. Diese Lebensweise, wirtschaftliche und religiöse Sorgen haben zusammen das Gefühl der Not und die Angst vor „den Anderen“ erzeugt, auf die Amira et al. hingewiesen haben. Die evangelikale Unterstützung republikanischer und rechtspopulistischer Positionen ist daher kein faustischer Pakt, bei dem Evangelikale politische Unterstützung im Austausch für die Unterstützung der Republikaner in religiösen Angelegenheiten leisten. Es ist eher eine politische Unterstützung für politische Maßnahmen. Wenn Evangelikale von republikanischen und rechtspopulistischen Vorschlägen angezogen werden, bemühen sie sich um Erleichterung von miteinander verbundenen Zwängen, indem sie sich dem traditionellen Glauben an eine eigenständige Gemeinschaft zuwenden, der von einer übergriffigen Regierung und anderen Außenstehenden nicht belästigt wird – ein Glaube, zu dem sie in zweifacher Weise kommen: durch die evangelikale Doktrin und Geschichte und aus einer langen amerikanischen Tradition, die sie mit anderen Amerikanern gemeinsam haben.

Und wie sieht die evangelikale Zukunft in den USA aus? Sie hängt zum Teil von der Befreiung von gegenwärtigen Nöten ab. Aber das doppelte Misstrauen gegenüber der Regierung und „Außenseibern“ ist tief verwurzelt und so allgegenwärtig, dass es leicht wiederbelebt werden kann. Obwohl die *National Association of Evangelicals* 2017 eine ganzseitige Anzeige in der *New York Times* veröffentlichte, in der Trumps Einreiseverbot für Muslime („Muslim ban“) angeprangert wurde, sprachen diese religiösen Führer, wie Amy Sullivan schreibt, „nicht für die meisten weißen Evangelikalen“, denn von diesen, so ermittelten es Meinungsforscher, waren drei Viertel für die (Trump'schen) Flüchtlings- und Einreiseverbote. Obwohl evangelikale Führer im Jahr 2021 gegen Joe Bidens ursprüngliche Entscheidung protestierten, Trumps Begrenzungen der Neuansiedlung von Flüchtlingen beizubehalten, erklärten 71 Prozent der weißen Evangelikalen, dass „die amerikanische Lebensweise vor ausländischem Einfluss geschützt werden muss“.

Nöte und die Angst vor zukünftigen Nöten sind Wunden, die weiter schwären. Jeanne Knutson, Gründerin der *International Society of Political Psychology*, betont die Kraft der Überzeugung, dass „nur fortgesetzte Aktivitäten zur Verteidigung der eigenen Person (oder der eigenen Gruppe) angemessen dazu dienen, die Gefahr weiterer Aggressionen gegen sich selbst zu verringern“. Ein solches Denken ist bei den US-Evangelikalen weit verbreitet. (Übersetzt aus dem Englischen.) ◀

# Der geteilte amerikanische Traum

Die US-Gesellschaft ist immer noch stark gespalten – die Pandemie hat nichts daran geändert

ROMAN ELSENER



Fotos: picture alliance

*Eine Trump-Unterstützerin und eine Gegnerin des früheren US-Präsidenten streiten in San Diego miteinander.*

Stellt man Bewohnern von US-Großstädten wie Los Angeles oder New York die Frage, wie sie den Dialog mit Trump-Fans aufnehmen würden, erntet man nach langem Schweigen die Gegenfrage: „Warum sollte ich das tun?“ Zugleich will ein Großteil der Trump-Anhänger auf dem Land immer noch nicht glauben, dass Joe Biden die Präsidentschaftswahlen gewonnen hat. Was könnte die gesplante Gesellschaft einen, fragt sich der US-Korrespondent Roman Elsener.

New York erwacht langsam wieder. Am East River in Brooklyn wird Beach-Volleyball gespielt, vor einem fast maskenlosen Publikum. Die City kann sich das im Frühsommer 2021 erlauben. Über 50 Prozent der Bevölkerung sind geimpft, der ärgste Teil der Covid-19-Krise scheint überwunden zu sein.

Wie schnell die Impfkation in den USA mit über 330 Millionen Einwohnern aufgepäumt wurde, verdient Respekt. Sie ist zur Zeit eines der wenigen Zeichen, dass Amerika doch funktioniert, wenn es muss. Man sitzt nun zwar wieder zusammen

zum Dinner und diskutiert die Zukunft des Landes, merkt aber: Die USA sind in der Pandemie nicht zusammengerückt, im Gegenteil. Seit der Abwahl von Donald Trump ist über ein halbes Jahr vergangen. Ein Großteil seiner Anhänger im ländlichen Amerika will aber immer noch nicht daran glauben, dass Joe Biden gewonnen hat. Trump-Schilder stehen dort weiterhin auf den Rasen vor den Häusern. Darauf wird den „Psycho-Demokraten“ geraten, keinen Schritt weiter in die „Make America Great Again“-Zone zu machen. Stellt man umgekehrt Bewohnern von Städten wie Chicago, Los Angeles oder New York die Frage, wie sie den Dialog mit Trump-Fans aufnehmen würden, erntet man langes Schweigen, dann die Gegenfrage: „Warum sollte ich das tun?“ Einig scheint sich das US-Wahlvolk zur Zeit nur in einem zu sein: 80 Prozent der Bürger finden laut der Umfrage des unabhängigen Pew Research Center, dass der tiefe politische Graben zwischen Demokraten und Republikanern gefährlich für die Zukunft des Landes ist. 78 Prozent sind der Meinung, dass die beiden Parteien unbedingt zusammenarbeiten sollten. Doch bloß 21 Prozent der Wähler glauben daran, dass sich die Beziehungen bis zu den Zwischenwahlen 2022



*Der für viele US-Amerikaner traumatische Sturm auf das Parlament in Washington durch Anhänger von Donald Trump am 6. Januar 2021.*

tatsächlich verbessern. Fast doppelt so viele erwarten, dass es noch schlimmer wird. Und über 40 Prozent auf beiden Seiten des Parteienspektrums sind überzeugt, dass die anderen „abgrundtief böse“ sind. Die Wunden, die die polarisierende Politik Trumps gerissen hat, sind noch lange nicht verheilt, sie schwären und vereitern mit den Lügen, die der ehemalige Präsident weiter in die Welt setzt.

Beim Sturm auf das Capitol in Washington am 6. Januar wurde der Polizist Michael Fantone von Trump-Anhängern überwältigt und mit einem Taser schwer verletzt. Dass manche Republikaner, wie etwa der Abgeordnete Andrew Clyde aus Georgia, behaupten, die Attacke habe nie stattgefunden, es habe sich lediglich um „ordentliche Touristen, die das Gebäude besuchten“, gehandelt, ist Fantone unbegreiflich. „Diese Leute versuchten, mich zu töten, um an ihr Ziel zu kommen“, sagt der gut gebaute Polizist Monate nach dem Überfall im US-Fernsehen. Dass der Anstifter des Aufruhrs bis heute die republikanische Partei dominiert und möglicherweise nochmals für die Präsidentschaft angetreten könnte, ist ebenso unglaublich. Vor allem auch, weil er im traditionellen Rating der US-Präsidenten, in dem jeweils über zweihundert Historiker befragt werden, bereits als schlechtesten Präsident der USA aller Zeiten gewertet wird, gerade wegen der Nichteingestehung seiner Wahlniederlage und dem Sturm auf das Capitol.

Jüngstes Beispiel der Macht, die Trump immer noch über seine Partei ausübt: Als sich die dritthöchste Republikanerin, Liz Cheney, Tochter des ehemaligen Vizepräsidenten Dick Cheney, auf Twitter darüber erboste, dass Trump immer noch von Wahlbetrug spricht, leiteten die Republikaner prompt ein Amtsenthebungsverfahren gegen die gestandene, durchaus konservative Parteigenossin ein. Warum die Republikaner an Trump festhalten, ist angesichts der sich wandelnden Demografie in den USA nicht verständlich: Zwar sind die Weißen noch in allen US-Bundesstaaten außer Hawaii in der absoluten Mehrheit, das wird sich laut der Auswertung des „Census“,

der Volkszählung von 2020, aber bis 2045 ändern, wenn die Menschen weißer Hautfarbe weniger als 50 Prozent der US-Bevölkerung ausmachen werden.

Logisch wäre es deshalb, der republikanischen Partei einen offeneren Anstrich zu geben, diverser, frauenfreundlicher zu werden nach dem Macho Trump, und in Energie- und Strukturfragen moderner. Es gäbe viele Amerikanerinnen und Amerikaner aller Hautfarben als Wahlvolk zu gewinnen, das konservative Werte hochhält, für die die republikanische Partei immer einstand: wenig Steuern und kaum Einmischung des Staates ins tägliche Leben, eine kontrollierte Einwanderung, das Recht auf Schusswaffen, eine freie Marktwirtschaft.

Die Strategie der Republikaner scheint aber in die andere Richtung zu laufen: Sie schürt Xenophobie und Hass, bezeichnet Medien als „Staatsfeinde“ und unternimmt nichts, um radikalen Nationalismus einzudämmen. Verständlich, dass viele liberale Beobachter die Demokratie unter diesen Vorzeichen bedroht sehen. Die Spaltung der herkömmlichen Medien in klar parteiische Zielgruppen bedienende Sprachrohre ist seit Trump vollzogen. Die Blasenwelt der Sozialen Medien gewinnt weiter an Einfluss. Warum soll ich mich mit der Realität abfinden, wenn ich mir meine eigenen „alternativen Fakten“ – ein Begriff, den Trumps einstige Pressesprecherin geprägt hat – aussuchen kann? Diese Haltung auf beiden politischen Seiten hat in den vergangenen 16 Monaten der Covid-19-Pandemie, in der viele Menschen Zuflucht in virtuellen Welten suchten und viel Zeit in ihrer eigenen Gedankenwelt verbrachten, zu Spaltungen von Familien geführt.

Nicht nur über US-Bundesstaaten hinweg, sondern auch transatlantisch. Unterdessen fragt sich nicht nur meine überzeugte demokratische Großtante in Illinois, ob sie ihren streng republikanisch wählenden Sohn als Baby vielleicht mal auf den Kopf hat fallen lassen. Auch in Europa findet sich Verwandtschaft, die an den Unsinn von Q-Anon glaubt, ohne je einen Fuß in die USA gesetzt zu haben. Warum werden ehemals

nette ältere Damen zu vergifteten Anhängerinnen von Verschwörungstheorien? Wie können solche Gräben überbrückt werden? Expertinnen und Experten der Politikwissenschaft wie Anne Applebaum, Steven Levitsky oder Daniel Ziblatt weisen darauf hin, dass die erfolgreichste Strategie, den autoritären Wandel einer politischen Partei in den USA abzuwehren, historisch immer von mutigen Figuren abhing, die an ihren Überzeugungen festhielten. Deshalb sind Liz Cheney, der ehemalige Senator von Arizona Jeff Flake und Mitt Romney, Senator von Utah, sowie andere Republikaner, die Trumps „große Lüge“ kritisieren, von Bedeutung. Dass solche beliebten Politiker kaum mehr Platz in ihrer Partei finden, lässt Hoffnungen auf ein diverses Mehrparteiensystem in den USA aufkeimen.

## Viel anzupacken

In der TV-Serie *Designated Survivor* auf Netflix – einer klar liberalen Plattform – gelingt es einem parteilosen Infrastruktur-Minister, die Präsidentschaft zu erringen. Die „Independents“ werden zur stärksten politischen Kraft im TV-Land. Die wirklichen USA sind von einer solchen Entwicklung aber weit entfernt, auch wenn sich viele unpolitische Amerikaner eine stabilisierende Kraft in der Mitte wünschen. Es gibt viel anzupacken in diesem riesigen Land, und die Geschichte zeigt, dass die großen Projekte die Unterstützung beider Parteien brauchten – von den Wirtschafts- und Sozialreformen unter dem „New Deal“ von Franklin D. Roosevelt 1933 über die Verabschiedung des „Civil Right Act“ 1964 bis zur Bildungsreform unter George W. Bush 2001. Die letzte parteiübergreifende Bewegung, die das „Bipartisan Policy Center“ verzeichnet: der nach unten zeigende Daumen von John McCain, mit dem der republikanische Senator von Arizona 2017 die Gesundheitsreform seines ehemaligen Konkurrenten um die Präsidentschaft, Barack Obama, vor Trumps Attacken rettete. McCain starb kurz danach und mit ihm die Zusammenarbeit zwischen den Parteien. Ein „New New Deal“ müsste her, doch musste Joe Biden seine ersten 100 Tage im Amt nutzen, um das vorwiegend links-demokratische Programm durchzusetzen, das von seinen Wählern gefordert wurde. Nun haben die Republikaner wiederum keine große Lust, die luftigen Pläne der in ihren Augen unkompetenten Demokraten zu unterstützen.

Biden lud Mitte Mai Republikaner, die die veraltete Infrastruktur im Land ebenfalls als eines der größten der zu lösenden Probleme sehen, ins Weiße Haus ein, um sein 600-Milliarden-Dollar-Paket, mit dem unter anderem Verkehrswege, Internetleitungen und die Energieversorgung auf Vordermann gebracht werden sollten, vorzustellen. Tags darauf gaben die Republikaner bekannt, gerade einmal ein Viertel der Summe für diese Erneuerung Amerikas einsetzen zu wollen. So lassen sich die nötigen Investitionen nicht umsetzen. Damit kann man anstehende Probleme für vielleicht zehn Jahre überpflastern, zur Verbesserung der Struktur des Landes ist aber nichts getan. Dabei könnte die Modernisierung des veralteten amerikanischen Energiesystems – meist wird noch mit offener Gasflamme gekocht – oder des Transportwesens – die öffentlichen Bahnverbindungen sind schlechter als in manchen Entwicklungsländern – durchaus als parteiübergreifendes Projekt angegangen werden. Große Aufgaben, von denen Donald Trump in

seinen vier Jahren als Präsident mit großem Gepolter abgelenkt hat. Um Wählerstimmen zu gewinnen, gaukelte er Amerika ein Modell vor, von dem jeder CEO eines seriösen globalen Unternehmens weiß, dass dieses in der heutigen Welt nicht mehr standhält. Texas, bisher ein solider republikanischer Gliedstaat, hat diesen Winter einen Stromausfall erlebt, der in der heutigen Zeit von smarten, digitalen Programmen für die Energieversorgung eigentlich nicht mehr passieren dürfte. Dem verheerenden Blackout folgte eine Trinkwasser-Krise im wasserarmen Gliedstaat. Statt einer Diskussion über die nötigen Investitionen in eine nachhaltige Zukunft wurde aber beiderseits sofort die Schuldfrage erhoben: Die Republikaner machten den zu raschen Umstieg auf erneuerbare Energiequellen verantwortlich, die Demokraten suchten die Schuld – wohl mit Recht – bei den Betreibern der Stromnetze in Texas, die nicht den Sicherheitsbestimmungen der restlichen US-Energiebehörden unterworfen sind und Profit vor Netzstabilität gesetzt haben. Was etwa den Direktor des Institute of Energy der Universität von Texas in Austin, Dr. Varun Rai, nachts nicht schlafen lässt, ist die Frage, wie denn die Summen zusammengebracht werden können, die die amerikanische Infrastruktur braucht. Er bezeichnet die Aufgabe als eines der größten Unterfangen, mit dem sich die USA in ihrer Geschichte auseinandersetzen haben. Gleichzeitig sieht Dr. Rai darin aber auch eine Chance: Über die Zukunft der USA nachzudenken, sei der beste Weg, dieses Land wieder auf gemeinsamen Kurs zu bringen.

Am Ende geht es um den Amerikanischen Traum, den Glauben daran, dass mit redlicher Arbeit und einem fairen Staat jede Idee eine Chance hat. Hier liegt der Ansatz, mit dem es Amerika in der Vergangenheit immer wieder geschafft hat, sich entgegen aller physikalischen Gesetze am eigenen Schopf aus dem Sumpf zu ziehen. Manchmal reicht der bloße Glauben, um den Graben der Lügen zu überbrücken. Den Realitätssinn sollte man dennoch nicht verlieren. „Don't believe everything you think“, besagt ein Aufkleber, der immer öfter auf den Heck-

*Manchmal reicht der bloße Glauben,  
um den Graben der Lügen zu überbrücken.*

seiten von Autos zu sehen ist, so auch auf dem Volvo meiner Mitbewohnerin in New York. Vielleicht könnten sich Trump-Fans und -Gegner unter diesem Motto zu ersten Annäherungsversuchen treffen, während der Rest der Welt mithilft, wieder den Amerikanischen Traum zu träumen. Kleine Lichtblicke, dass parteiübergreifende Gesetzgebung in der USA doch noch möglich ist, zeigten sich kürzlich gleich dreimal: Zuerst verabschiedeten das Repräsentantenhaus und der Senat mit einer überwältigenden Mehrheit den „COVID-19 Hate Crimes Act“, mit dem die Attacken auf Amerikaner asiatischer Herkunft gestoppt werden sollen. Diese hatten zugenommen, da Trump das Coronavirus stets als „China-Virus“ bezeichnet. Dann stimmten alle Demokraten und immerhin 35 von 211 Republikanern im Repräsentantenhaus für die Schaffung einer Kommission, die untersuchen soll, wie es zum Sturm auf das Capitol am 6. Januar gekommen war. Und drittens legten demokratische und republikanische Abgeordnete gemeinsam einen Plan vor, wie das Boden-Verkehrsnetz endlich modernisiert werden kann. ◀

# Das Wunder von Georgia

Was die schwarze und die jüdische Bürgerrechtsbewegung in den USA wieder verbinden kann

ARND HENZE

Die Ku-Klux-Klan-Morde an den jüdischen Studenten Michael Schwerner und Andrew Goodman und dem schwarzen Aktivist James Chaney im Juli 1964 stehen in der US-Geschichte bis heute für die tiefe Verbundenheit der schwarzen und jüdischen Bürgerrechtsbewegung. Später entfremdeten sich diese beiden Gruppen. Erst jetzt finden sie wieder zueinander. Das ist lehrreich, meint der Journalist Arnd Henze.

Der 6. Januar 2021 wird gleich mit zwei Ereignissen in die Geschichte der USA eingehen – das eine als Tiefpunkt, das andere als Meilenstein der politischen Kultur des Landes.

Im kollektiven Gedächtnis werden sich wohl vor allem die Bilder vom Sturm auf den Kongress einbrennen: Ein weißer Mob überrennt die hilflosen Sicherheitskräfte und wütet in der „Kathedrale der Demokratie“. Es ist eine krude Koalition aus Verschwörungsideologen, religiösen Fanatikern und Milizionären, aber auch Polizisten und Veteranen, angefeuert von einem Noch-Präsidenten, der seine Wahlniederlage nicht wahrhaben will. Die anschließenden Ermittlungen zeigten, wie knapp das Land an diesem Tag an einem Blutbad unter Senatoren und Abgeordneten vorbeischrämte.

Der Kontrast zum zweiten historischen Moment an diesem Tag könnte nicht größer sein. Es ist der hauchdünne Doppelsieg der Demokraten Raphael Warnock und Jon Ossoff für die beiden Senatssitze im Bundesstaat Georgia. Damit bekamen die Demokraten nicht nur die Mehrheit im US-Kongress. Es wurde auch erstmals in der US-Geschichte ein schwarzer Demokrat in den Senat gewählt. Vor allem aber: Im traditionell konservativen, rassistisch und antisemitisch geprägten Süden

## *Das neue Wahlgesetz erhöht die Hürden für Minderheiten noch einmal drastisch.*

setzten sich ein Schwarzer und ein jüdischer Bürgerrechtler gegen zwei Amtsinhaber durch, die im Wahlkampf alle Ressentiments der Vergangenheit zu mobilisieren versuchten. Ähnlich knapp hatte zuvor schon Joe Biden den Bundesstaat gegen Donald Trump gewonnen. Es kann kaum verwundern, dass die konservativen Eliten des Bundesstaates sofort zurückschlügen und das Wahlgesetz so änderten, dass es die ohnehin schon



Foto: picture alliance

erheblichen Hürden für ärmere Minderheiten noch einmal drastisch erhöhte.

Spätestens an dieser Stelle führt der Blick zurück in die frühen Jahre der US-Bürgerrechtsbewegung, als der Kampf um das Wahlrecht ebenfalls ein zentrales Thema in den Südstaaten war. Die Ku-Klux-Klan-Morde an den beiden jüdischen Studenten Michael Schwerner und Andrew Goodman und dem schwarzen Aktivist James Chaney im Juli 1964 stehen in der US-Bürgerrechtsgeschichte bis heute für die tiefe Verbundenheit der schwarzen und jüdischen Bürgerrechtsbewegung. Auch Martin Luther King hielt engen Kontakt zu jüdischen Menschenrechtlern und Organisationen. Ein Bündnis, das schon damals nicht selbstverständlich war, gab es doch in beiden Bevölkerungsgruppen auch tief verwurzelte wechselseitige Ressentiments. Zugleich verband die Erfahrung vieler Juden, die in den 1930er-Jahren aus Deutschland fliehen mussten, ebenso





*Demonstration ein Jahr nach Floyds Tod in Atlanta, Georgia: Die „Black Lives Matter“-Bewegung bekam viel Zulauf nach dem Tod des Schwarzen George Floyd bei dessen Verhaftung durch die Polizei.*

ohne gleichzeitig Juden zu verachten.“ Was auffällt: In diesen Schilderungen werden Antisemitismus und Rassismus ebenso wenig als konkurrierende Diskriminierungserfahrungen wahrgenommen wie Sklaverei und Shoa. Sie begründeten vielmehr eine Verbundenheit, die für die Bürgerrechtsbewegung in der frühen Phase ein enormes Mobilisierungspotenzial schaffte. Doch ausgerechnet ihr größter Erfolg, das Bürgerrechtsgesetz von 1964, bedeutete eine Zäsur. Stand bis dahin die Überwindung rechtlicher Diskriminierungen im Zentrum, ging es nun um die praktische Umsetzung der Gleichstellung. Für die jüdische Bevölkerung erfüllte sich dabei zunehmend auch in den ärmeren Wohnvierteln von New York und New Jersey das Aufstiegsversprechen des amerikanischen Traumes. Für die Mehrzahl der Schwarzen blieb der 1968 von Präsident Johnson versprochene „Krieg gegen die Armut“ dagegen wirkungslos. Die folgenden Jahrzehnte verstärkten eher die soziale Verelendung in den großen Städten. Die größten Hoffnungen richteten sich bei all dem auf „Affirmative Action“, also auf gezielte Förderprogramme, um Minderheiten den Zugang zu Universitäten und in bestimmte Berufe über Quoten zu ermöglichen. In der jüdischen Perspektive hatten „Quoten“ allerdings eine ganz andere Bedeutung; als traditionelles antisemitisches Instrument, um Juden von den Spitzen und aus Führungspositionen fernzuhalten. Der Streit um die „Affirmative Action“ wurde so zunehmend zum Spaltpilz zwischen den früheren Verbündeten: Schwarze Organisationen fühlten sich im Stich gelassen, jüdische Gruppen fanden sich im Ergebnis auf der Seite derer, die aus völlig anderen Gründen gegen „Affirmative Action“ waren: nämlich als identitätspolitisches Beharren auf weißer Exklusivität.

### Antisemitisch geprägte „Nation of Islam“

Zur gleichen Zeit wie der Ruf nach Quoten entstand auch die „Black Power“-Bewegung, und als Teil davon bekam die in weiten Teilen antisemitisch geprägte „Nation of Islam“ breiten Zulauf. „Black is beautiful“ wurde dabei nicht nur der weißen Mehrheit, sondern auch den eigenen Organisationen als Gegenentwurf zur Integration in die Mehrheitsgesellschaft entgegengehalten. Viele Debatten – auch innerhalb der Bürgerrechtsbewegung – zeigen in ihrer aggressiven Schärfe erstaunliche Parallelen zur heutigen Kontroverse um Identitätspolitik. Die „Black Power“-Bewegung hat viele weiße und vor allem jüdische Anhänger:innen des „Civil Rights Movement“ vor den Kopf gestoßen. Nur wenige konnten, wie Rabbi Joseph Asher, der Entwicklung auch gute Seiten abgewinnen: „Die ganze Wiederentdeckung jüdischer Identität in diesem Lande hat ihre Wurzeln in den Versuchen der Schwarzen, ihre Identität zurückzugewinnen. Sie haben diesen Gedanken zum ersten Mal mit Selbstvertrauen vertreten. Alle anderen Minderheiten in diesem Lande haben davon profitiert“, bilanzierte er in unserem Gespräch kurz vor seinem Tod. Martin Luther King hat

wie die gemeinsame Bedrohung durch Rassismus und Antisemitismus viele Synagogen und Schwarze Kirchengemeinden.

Der 1990 verstorbene Oberrabbiner von San Francisco, Joseph Asher, erzählte mir kurz vor seinem Tod, wie intensiv beide Realitäten damals in seiner Gemeinde in North Carolina verbunden wurden – als zum Beispiel in vielen Orten schwarze Schüler am Betreten bisher weißer Schulen gehindert wurden: „Ich habe meinem damals sechsjährigen Sohn gesagt: Sieh genau hin, denn dein eigener Vater musste auf diese Weise in Deutschland zur Schule gehen – mit einem Unterschied: Hier in den USA kommt die Armee, um schwarze Kinder vor dem Mob zu schützen. Als ich zur Schule ging, beschützte mich niemand.“ Noch deutlicher beschrieb mir damals der frühere Polizeichef von Charleston in South Carolina die Erfahrung, als schwarzer Jude im amerikanischen Süden aufzuwachsen: „Ich bin niemandem begegnet, der Schwarze hasste,

diesen Gedanken in das berühmte Diktum gebracht, die USA seien kein Schmelztiegel, sondern eine Salatschüssel. Die Frage aber, wie in der Vielfalt selbstbewusster Identitäten sozialer Zusammenhalt als verändernde Kraft organisiert werden kann, war vor fünfzig Jahren nicht weniger dringlich als heute.

Zum dritten großen Streitpunkt zwischen Schwarzen und Juden entwickelte sich das Thema Südafrika – und auch hier werden Parallelen zu heutigen Debatten sichtbar. Zwar waren sich beide gesellschaftlichen Gruppen in ihrer Ablehnung der Apartheid einig. Schwarze Organisationen setzten aber zunehmend auf einen Boykott Südafrikas, ein Instrument, das auf jüdischer Seite mit schlimmen historischen Erfahrungen besetzt war.

Besonders brisant: Die Kampagnen gegen die Apartheid richteten sich in Teilen auch gegen Israel, das als ein Hauptwaffenlieferant der zunehmend isolierten Regierung in Pre-

### *Die Debatten um Identitätspolitik sind von unterschiedlich erlebter Zeitgeschichte geprägt.*

toria kritisiert wurde. Jüdische Organisationen waren in ihrer Haltung deshalb zwischen ihrer Ablehnung der Apartheid und der Loyalität zu Israel hin- und hergerissen. Es macht die Sache nicht einfacher, dass der „Consumer Boycott“ in der Geschichte sozialer Veränderungen in den USA ohnehin eine lange positive Tradition hat – vor allem die Landarbeiterbewegung in Kalifornien hätte ihren Kampf um bessere Lebens- und Arbeitsbedingungen ohne dieses Instrument nie durchsetzen können. Man wird manche Schärpen der Debatte um das Verhältnis von Postkolonialismus und Israel, aber auch um den oft unkritischen Umgang mit der gegen Israel gerichteten Bewegung BDS (Boycott, Divestment, Sanctions) nicht verstehen können, wenn man diese Vorgeschichte ausblendet – was pauschale Ablehnung Israels und die Gleichsetzung der israelischen Besatzungspolitik mit dem Apartheidsregime in Südafrika nicht rechtfertigen soll.

All diese Zusammenhänge machen deutlich, wie komplex und verwoben nicht nur das Verhältnis von Schwarzen und Juden in den USA mit unerfüllten Hoffnungen bis hin zu enttäuschter Liebe ist, sondern wie sehr auch die Debatten um Postkolonialismus, Identitätspolitik, Rassismus und Antisemitismus von unterschiedlich erlebter Zeitgeschichte geprägt sind.

### **Hitler als „Held“**

In genau dieser Gemengelage wuchsen der 1969 geborene Raphael Warnock und der 18 Jahre jüngere Jon Ossoff auf. In den 1970er- und 1980er-Jahren bekamen sie vor allem die Entfremdung zwischen Schwarzen und Juden mit. Es war die Zeit, in der Jesse Jackson, einst enger Weggefährte von Martin Luther King und später demokratischer Präsidentschaftsbewerber, New York abfällig als „Hymietown“, als „Judenstadt“, beschimpfte. Noch schwerer wog, dass er sich damals nur zögerlich von dem Fanatiker Louis Farrakhan distanzierte, der das Judentum als „dreckige Religion“ beschimpft und Hitler als „Helden“ bezeichnet hatte. Umgekehrt tönte New Yorks jüdischer Bürgermeister Ed Koch, ein Jude müsse verrückt sein, wenn er für Jesse Jackson stimme – eine Äußerung, die weit

über New York hinaus für Empörung sorgte. Die zunehmende Polarisierung war auch deshalb fatal, weil Amerikas Schwarze und Juden die beiden Wählergruppen bilden, die seit Jahrzehnten am verlässlichsten ihre Stimme für die Demokraten abgeben. Auch das beharrliche Werben der religiösen Rechten um jüdische Organisationen hat daran wenig geändert. Weder das Zündeln weißer Evangelikaler mit rassistischen Ressentiments noch die kritiklose Unterstützung Israels verdingen bisher.

Im Gegenteil: Schon lange vor Donald Trump suchten die einstigen Verbündeten aus der Bürgerrechtsbewegung wieder den Kontakt, um die entstandenen Gräben zu überwinden.

Und genau hier kommen Raphael Warnock und Jon Ossoff ins Spiel. Als Pfarrer an der Ebenezer Baptist Church in Atlanta hatte Warnocks Stimme schon seit langem landesweit Gewicht. Er sah sich in direkter Linie seines berühmten Vorgängers Martin Luther King und war deshalb auch regelmäßig mit jüdischen Organisationen im Austausch. Ossoff wiederum, der in einem gutbürgerlichen Vorort von Atlanta aufwuchs, engagierte sich schon als Schüler für den schwarzen Kongressabgeordneten John Lewis, eine Ikone der Bürgerrechtsbewegung. Nach dem Studium wurde er auf dessen Empfehlung Mitarbeiter von Hank Johnson, der ebenfalls zum „Black Caucus“ im Repräsentantenhaus gehörte.

### **Verletzungen auf beiden Seiten**

Ohne dieses wechselseitige Verständnis beider Kandidaten für die Lebenswelt des anderen wäre das „Wunder von Georgia“ am 6. Januar wohl kaum erklärbar. Nur im Wissen um die Gemeinsamkeiten, aber auch um die Verletzungen auf beiden Seiten vermochten sie es, in einem der härtesten und bittersten Wahlkämpfe der US-Geschichte immer stärker als Einheit aufzutreten.

Bei all dem gibt es eine erhebliche Asymmetrie: Unter Donald Trump hat sich das rechte Lager immer weiter radikalisiert und bildet inzwischen einen weitgehend homogenen Block der konservativen Weißen. Das progressive Lager besteht dagegen aus einer sehr zerbrechlichen Koalition diverser Minderheiten, die sich nicht allein über die Abwehr des Trumpismus definieren darf. Zu diesen Minderheiten gehören übrigens auch die moderaten weißen Protestanten.

Auch deshalb ist es so wichtig, die gemeinsamen historischen Erfahrungen von Schwarzen und Juden wieder als eine große fragile Erfolgsgeschichte zu erzählen. Der Wahlsieg von Warnock und Ossoff nimmt dieses Erbe der Bürgerrechtsbewegung auf. Ob der historische Wahlsieg in den Geschichtsbüchern am Ende nur eine Fußnote bleiben oder die Gewaltbilder vom Sturm auf das Kapitol irgendwann überstrahlen wird, hängt wesentlich davon ab, welche Lehren die progressiven Kräfte der Gesellschaft daraus ziehen werden. Wer eine Formel für die Balance zwischen Identitätspolitik und gesellschaftlichem Zusammenhalt sucht, sollte den erfolgreichen Wahlkampf von Warnock und Ossoff in Georgia jedenfalls genau studieren. Und das gilt nicht nur für die USA. ◀

Eine längere Version des Textes finden Sie unter:  
[www.zeitzeichen.net/node/9094](http://www.zeitzeichen.net/node/9094)

# „Biden hat nur eine Chance“

Gespräch mit dem früheren Vizekanzler Sigmar Gabriel über den neuen US-Präsidenten, dessen Politik eine vierzig Jahre alte Fehlentwicklung beenden will – und die Sache mit dem Glauben

*zeitzeichen:* Herr Gabriel, haben Sie den Eindruck, dass Joe Biden versucht, der neue US-Präsident Roosevelt zu werden?

SIGMAR GABRIEL: Jedenfalls knüpft er eher an die Politik Roosevelts an als an die von Ronald Reagan. Die letzten Jahrzehnte waren die Vereinigten Staaten sehr geprägt von der Idee, dass – ich sage es mal ein bisschen zugespitzt – Wirtschaft in der Wirtschaft gemacht hat. Der Staat hat sich rauszuhalten, und wenn ganz oben Wohlstand entsteht, dann gibtes den Trickle Down Effekt, und am Ende haben alle was davon.

*Das ist eber ein Traum.*

SIGMAR GABRIEL: Ja, die Wirklichkeit sieht gerade in den USA anders aus. Es ist das Land mit der geringsten sozialen Mobilität unter den entwickelten Industriestaaten, viele Menschen fühlen sich dauerhaft abgehängt. Und deswegen ist es wirklich ein echter Politikwechsel, wenn ein amerikanischer Präsident seinen Notenbankchef sagen lässt, soziale Ungleichheit ist eine Wachstumsblockade. Das ist so ungefähr das Gegenteil von dem, was die letzten Jahrzehnte Leitlinie in den Vereinigten Staaten war – und nicht nur dort.

*Biden versucht so etwas Ähnliches wie Roosevelt mit dem New Deal.*

SIGMAR GABRIEL: Ja, der Begriff, der auch in Europa genutzt wird, ist ein Green New Deal. Was er versucht, ist, mit einem gewaltigen staatlichen Ausgabeprogramm, das größte, das es außerhalb von Kriegszeiten gegeben hat, ein paar Dinge zusammenzufügen. Erstens, natürlich den Nachholbedarf in Infrastruktur, Wissenschaft und Forschung voranzutreiben. Zweitens, die Transformation zu Klimaneutralität in den USA



Foto: picture alliance

Sigmar Gabriel, geboren 1959 in Goslar, war von 2009 bis 2017 Bundesvorsitzender der SPD und von 2013 bis 2018 Vizekanzler. Außerdem war er von 1999 bis 2003 Ministerpräsident von Niedersachsen, von 2005 bis 2009 Bundesminister für Umwelt, von 2013 bis 2017 Bundesminister für Wirtschaft und von 2017 bis 2018 Bundesminister des Auswärtigen. Gabriel ist seit Juni 2019 Vorsitzender der traditionsreichen „Atlantik-Brücke“ zur Förderung der deutsch-amerikanischen Beziehungen.

anzuschieben. Drittens aber zugleich, den Regionen und den Bevölkerungsteilen ein Angebot zu machen, die sich abgehängt fühlen und die am gesellschaftlichen Wohlstand immer weniger teilgenommen haben. Das ist eine große Aufgabe.

*Es wäre ein Bruch mit vierzig Jahren neoliberaler Politik. Oder wäre es übertrieben, das so zu sagen?*

SIGMAR GABRIEL: Nein, das ist nicht übertrieben. Das ist in der Tat so. Bei uns hat der Bruch ja schon unausgesprochen länger stattgefunden. Bei uns hat eher der rheinische Kapitalismus

die gesellschaftliche Entwicklung bestimmt als die Reaganomics oder Margret Thatchers Wirtschaftspolitik. Und selbst das, was man vielleicht als neoliberal bezeichnen würde, ist ja still und heimlich schon seit längerer Zeit in Deutschland verabschiedet worden.

*Nun versucht Biden, was ja fast ein Sakrileg ist, sogar das reichste Prozent der Amerikaner zu besteuern. Hat er da wirklich Chancen oder kommt es da mehr auf das Signal an, wenn er so etwas sagt?*

SIGMAR GABRIEL: Politik ist immer beides. Nur Signale setzen ist auf Dauer nicht hilfreich. Kein Signal zu haben, bringt auch nichts. Er hat, wenn, dann jetzt eine Chance, und zwar nur bis zu den Midterm Elections. Das Risiko, dass allein durch den Neuzuschnitt der Wahlkreise, der in Amerika alle zehn Jahre stattfindet, die Republikaner eine Mehrheit im Repräsentantenhaus bekommen, ist so groß, dass Biden diese Politik jetzt durchsetzen muss, vor den Zwischenwahlen im November des kommenden Jahres.

*Jetzt wird Joe Biden diese großen Programme finanzieren müssen, und zwar auf Kredit. Manche sagen, da kommt nach so vielen Jahren die Inflation wieder zurück. Halten Sie das für realistisch? Das könnte ja auch Auswirkungen auf die Inflation weltweit haben.*

SIGMAR GABRIEL: Natürlich gibt es diese Gefahr. Aber die Inflation zu bekämpfen, ist einfacher, als Arbeitslosigkeit zubezwingen – jedenfalls aus Sicht der Vereinigten Staaten. Vielleicht ist eine andere Gefahr größer, nämlich dass sich durch diese unglaubliche Menge an Geld, die nicht nur durch das amerikanische Emissionsprogramm auf den Markt kommt, sondern auch

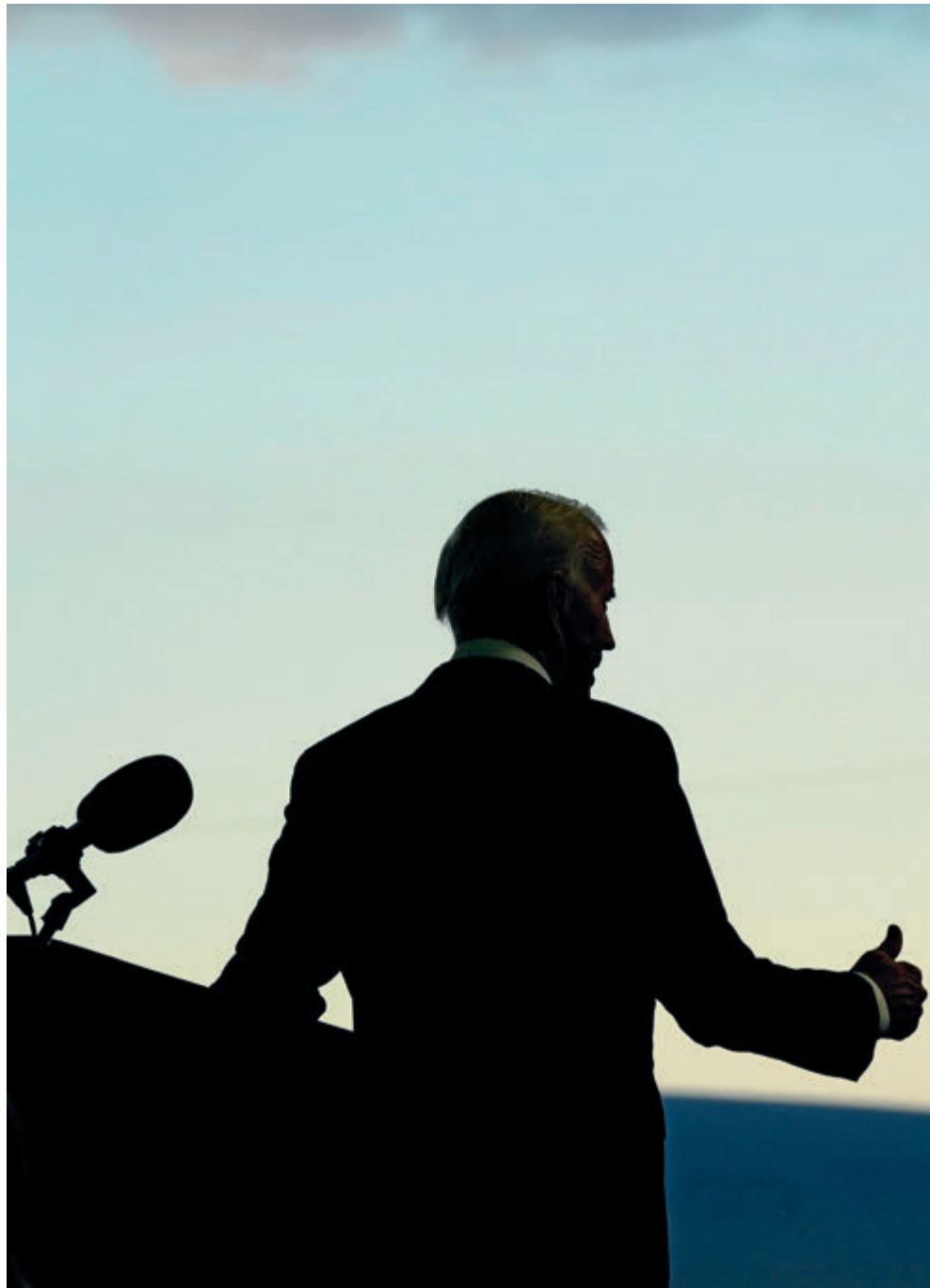
durch die Politik aller Notenbanken – der Fed genauso wie der EZB und anderer – wieder die berühmten Blasen an den Finanzmärkten bilden. Es ist ja mit rationalen Argumenten schwer zu erklären, was derzeit an den Börsen stattfindet.

*Biden will das Land versöhnen. Aber wie kann man so etwas als Präsident überhaupt von oben anpacken?*

SIGMAR GABRIEL: Wenn ein Land so gespalten ist, wenn nur die eine Seite Versöhnung will, die andere aber nicht, ist es schwer. Und die Republikaner scheinen derzeit die Überzeugung zu haben, dass die unter Trump eingeführte Radikalisierung ihrer Politik und ihrer Rhetorik, das Aufheizen der Stimmungen, eben diese Polarisierung für sie die richtige Strategie ist, um zurück an die Mehrheit zu kommen. Dagegen kann Biden eigentlich nur die Realität setzen, deswegen sind diese Programme so groß.

*Biden muss also schnell liefern.*

SIGMAR GABRIEL: Ja, nur wenn in der Realität, im Alltag, die Menschen schnell merken, dass Biden ihnen in der Pandemie hilft, er ihnen aber auch reale Lebenschancen gibt, Arbeit, Einkommen, Beteiligung am Haben und am Sagen, nur dann wird ein Teil der Bevölkerung, die ihm gegenüber skeptisch ist, für Biden stimmen. Aber was in Jahrzehnten entstanden ist – und die Spaltung der amerikanischen



*Die USA waren ja, wenn man ehrlich ist, nie eine rein atlantische Nation.*

Gesellschaft ist ja nicht erst unter Donald Trump entstanden, sondern viel länger –, ist natürlich in kurzer Zeit nur schwer wieder zu verändern.

*Zur Außenpolitik: Seit Jahrzehnten sagt man, die USA würden sich nun von Europa ab- und dem Pazifischen Raum zuwenden. Findet das jetzt wirklich statt – oder ist das der große Popanz, der immer wieder durch das Dorf getrieben wird, um alle zu ängstigen?*

SIGMAR GABRIEL: Nein, ich glaube, Biden wird der erste Präsident sein, der wirklich praktische Schritte dahin vollzieht. In der Vergangenheit sind die USA auch unter Obama in den alten traditionellen Konfliktpolitikbereichen verhaftet geblieben. Mit Russland, im Nahen Osten, im arabischen Raum, in Nordafrika. Und sie waren ja, wenn man ehrlich ist, nie eine rein atlantische Nation, sie waren ja immer beides. Bündnispartner im Indopazifik haben sie nicht erst jetzt, sondern hatten sie schon immer.

*Also verändert sich nun wirklich etwas?*

SIGMAR GABRIEL: Ja, es wird so sein, dass Amerika unter Biden weniger europäisch und mehr pazifisch wird, das wird sich fortsetzen. Es hat einfach etwas damit zu tun, dass die Welt sich so sehr verändert hat, dass die Amerikaner nicht beides können. Dabei weiß der amerikanische Präsident, dass die Rolle Amerikas Grenzen hat, und zwar schlicht und ergreifend, weil sich die Machtzentren verlagert haben. Der Atlantik ist



Der US-Präsident Joe Biden spricht zu amerikanischen Soldaten in Mildenhall in Großbritannien am 9. Juni 2021.

um zum Beispiel in Afrika Infrastrukturangebote zu machen. Nicht, um die Chinesen zu bekämpfen, aber um in den Wettbewerb zu gehen. Beim Seidenstraße-Projekt geht es nicht nur um Infrastruktur, sondern um Einfluss.

*Nun meinen manche, dass Biden zwar freundlicher im Ton sei, die Politik der US-Regierung aber so weitergefahren werde wie auch unter Donald Trump.*

SIGMAR GABRIEL: Wir haben jetzt einen Präsidenten, der will wieder ein Abkommen mit dem Iran treffen. Das ist eine 180-Grad-Kehrtwende. Er ist jetzt wieder mit den Europäern einig, was er vorher nicht war. Er will das, was Trump nicht wollte, etwa die Verlängerung des „New Start Agreement“ über Langstreckennuklearwaffen. Das wollten wir Europäer immer, Trump wollte das nicht, Biden macht das. Er ist dem Klimaschutzabkommen wieder beigetreten, Trump wollte das nicht. Die Kommentatoren, die schreiben, Biden macht seine Außenpolitik so weiter wie sein Vorgänger, haben meines Erachtens ein grobes Raster in ihrer Wahrnehmung. Auch was China angeht, wird Biden nicht die Illusion haben, die Teile der Trump-Administration hatten, die ja von uns Europäern verlangt haben, wir mögen uns doch bitte von China entkoppeln. *Decoupling from China*, das ist so eine Idee, als ob man ein 1,4-Milliarden-Volk unter Hausarrest stellen könnte. Ich glaube, der Zug ist aus dem Bahnhof.

Foto: picture alliance

nicht mehr das Gravitationszentrum der Welt, sondern das ist der Indopazifik. Der Großteil des Weltsozialproduktes wird in Asien hergestellt, da lebt die Mehrzahl der Menschen, da gibt es die Mehrzahl der Nuklearstaaten. Und die Amerikaner sind nicht mehr dominant genug in der Ökonomie weltweit, um so sozusagen auf beiden Seiten, im Atlantik und im Pazifik, die dominierende Kraft zu bleiben. Deswegen wenden sie sich dem Indopazifik zu und werden sich auf China konzentrieren.

*Was bedeutet das für Europa?*

SIGMAR GABRIEL: Die USA werden erwarten, dass die Europäer im Atlantik, vor allem mit Blick auf Afrika, kein Vakuum entstehen lassen. Das halte ich übrigens für eine gefährliche Erwartung, weil ich nicht glaube, dass das Europa ohne die Amerikaner kann. Ich frage mich zum Beispiel, warum es keine transatlantische, also amerikanisch-europäische Alternative zur Seidenstraße der Chinesen in Zentralasien gibt,

*Das wäre illusorisch?*

SIGMAR GABRIEL: Ja, es geht eher um *containment*, also die Eindämmung Chinas, und da werden die Europäer Konflikte mit den Amerikanern haben, aber auch viele Gemeinsamkeiten. Und natürlich ist Amerika, gerade nach der Krise, erst einmal nach innen orientiert. Wir werden von Biden keinen neuen Freihandel sehen, sondern mehr „buy American“, und auch

Protektionismus. Aber ich glaube, dass wir mit ihm wieder einen Präsidenten haben, der nicht jeden Tag eine neue Idee hat, wie man Alliierte mit Sanktionen belegen kann.

*Nun ist ja die USA traditionell mit der Aufgabe des Weltpolizisten lange Zeit ganz gut gefahren, beziehungsweise sie hat diese Rolle angenommen. Glauben Sie denn, dass die USA sich von dieser Rolle verabschieden werden?*

SIGMAR GABRIEL: Ja, und ob das gut ist oder nicht, sehen wir gerade. Da, wo der Weltpolizist die Straße verlässt, passiert das, was in jedem guten Western passiert: Dann kommen die Gangster auf die Straße. Denn da, wo die USA sich zurückziehen, dringen die autoritären

*„Das ist schon eine andere Welt, und die ist unbequemer für uns Europäer.“*

Mächte ein, die wir kennen, und alle kommen mit einem militärischen Fußabdruck. In Libyen, im Irak, in Syrien, überall passiert das. Wir sind ja Weltmeister in der Kritik des Weltpolizisten, und man kann nun wahrlich auch nicht behaupten, die Amerikaner hätten mit ihrem Handeln nicht auch vieles, bis hin zu völkerrechtlichen Kriegen, zu verantworten. Aber die Tatsache, dass es überhaupt keine globale Ordnungskraft mehr gibt, die scheint mir jedenfalls nicht dazu zu führen, dass das gerade besser wird.

*Wie könnte eine positivere Entwicklung aussehen?*

SIGMAR GABRIEL: Wir leben ja nicht in einer G-20-Welt oder G-7-Welt, sondern eher in einer G-0-Welt. Es gibt keine globale Ordnungskraft mehr. Nach der Pax Britannica kam die Pax Americana. Und die ist weg, und es gibt keine neue Pax, weil die USA das weder können noch wollen. Was wir derzeit erleben, ist das Fehlen einer globalen Ordnungsmacht, auch das Fehlen der Kooperationsbereitschaft zum

Beispiel der beiden traditionellen nuklearen Supermächte und jetzt eben der drei nuklearen Supermächte, wenn man China hinzunimmt. Das führt dazu, dass es weltweit zu einem Ansteigen von nuklearen Techniken zur Herstellung von Atomwaffen kommt. Weil es einfach keiner kontrolliert und keiner sanktioniert. Die Amerikaner selber geben diese Rolle auf, weil sie sie nicht mehr finanzieren können.

*Es geht also auch ums Geld?*

SIGMAR GABRIEL: Ja, und im Übrigen gibt es in Amerika eine breite Zustimmung zu der Forderung: „Stop the endless wars!“ Es gibt eher eine Tendenz, etwas schneller aus Afghanistan rauszugehen. Die wichtigste Verwandlung amerikanischer Außenpolitik hat Jake Sullivan, der neue Sicherheitsberater des Präsidenten, so benannt: Amerika will wieder Führungsnation in der Welt sein, aber die amerikanische Außenpolitik wird sich immer an der Frage messen lassen müssen, ob es einen Vorteil für die amerikanische Mittelklasse bringt. Nicht „America first“, sondern „Americans first“. Das ist anders als früher, ja, das ist schon eine andere Welt, und die ist unbequemer für uns Europäer, weil wir keinen haben, der immer die heißen Kartoffeln aus dem Feuer holt. Für uns war das doch super: Wir konnten, wenn das geklappt hat, bezahlen, wenn's schiefging, hatte man einen Schuldigen. Das war einfach.

*Glauben Sie, dass der Einfluss der Evangelikalen, der unter Trump ziemlich stark war, unter Biden in der US-Politik abnehmen wird?*

SIGMAR GABRIEL: In der Politik ganz sicher. In der Gesellschaft der USA aber gibt es diesen Einfluss, der viel größer ist als in Europa. Der wird auch nicht verschwinden.

*Wie halten Sie das selbst mit Ihrem Glauben? Ist das für Sie reine Privatsache oder gehen Sie in manchen Situationen damit in die Öffentlichkeit?*

SIGMAR GABRIEL: Ich verheimliche meinen Glauben nicht, und wenn Sie in einer kleinen Stadt leben, wie in Goslar, wenn Sie mit dem Pastor zur Schule gegangen sind, dann ist das kein Geheimnis – zumal meine Kinder getauft wurden. Aber ich habe davon keinen politischen Gebrauch gemacht, wenn Sie das meinen. Ich finde, Religion ist ein ganz guter Kompass, die Zehn Gebote sind ja nicht so etwas gänzlich vom Grundgesetz Verschiedenes. Es ist ein ganz guter Kompass, aber ich habe große Skepsis, ob wir sie zum Gegenstand unserer politischen Argumentation machen sollten. Das kann eher spalterische Folgen haben als einigende.

*Weil das ja in den letzten Monaten in der Diskussion war: Hätten Sie als Mitglied der evangelischen Kirche von Ihrer Kirche ...*

SIGMAR GABRIEL: ... Ich bin Lutheraner. Das sind die Katholiken unter den Protestanten ...

*... hätten Sie sich in Corona-Zeiten vielleicht etwas mehr geistige Orientierung gewünscht von den Kirchen? Haben Sie da etwas vermisst oder nicht?*

SIGMAR GABRIEL: Ich habe ein paar Erlebnisse gehabt, da sind mir die staatlichen Restriktionen einfach unglaublich unmenschlich vorgekommen. Alleine sterben im Krankenhaus – und dann darf da keiner kommen. Da hätte ich mir gewünscht, dass Kirchen sagen: Wir wissen um die Risiken, aber es muss möglich sein, solche Risiken so zu begrenzen, dass menschliche Nähe nicht vollständig aufgegeben werden muss. Und zwar gerade dann nicht, wenn Menschen in Not sind. Es war ein stilles Leiden. Kaum jemand hat öffentlich etwas dazu sagt. In solchen Situationen muss man andere haben, die für einen sprechen. Das wäre die Rolle der Kirchen gewesen.

**Das Gespräch führten Philipp Gessler und Reinhard Mawick am 5. Mai 2021 per Zoom.**

# Sorgen um den inwendigen Menschen

Über Albert Schweitzer und die Lebensrelevanz der Musik nicht nur in der Pandemie

PAUL MERTENS

Konzerte und gemeinsames Musizieren waren in den vergangenen Monaten nur sehr eingeschränkt möglich. Musik galt in pandemischen Zeiten nicht als systemrelevant. Warum sie aber lebensrelevant ist, das wusste schon der Arzt und Theologe Albert Schweitzer.

Paul Mertens, Musikpädagoge in Berlin und Mitglied des Beirats der Stiftung Deutsches-Albert-Schweitzer-Zentrum, blickt aus aktuellem Anlass auf eine Predigt, die der spätere Friedensnobelpreisträger als junger Vikar hielt.

**W**ir leben in einer außergewöhnlichen Zeit. Die Covid-19-Pandemie hat gravierende persönliche, gesellschaftliche und wirtschaftliche Einschränkungen zur Folge, die nicht zuletzt den gesamten Kulturbereich für lange Zeit zum Stillstand gebracht hatten. Nur langsam und noch immer mit Auflagen kann der Kulturbetrieb wieder seine Arbeit aufnehmen.

Die Musik ist davon besonders hart getroffen. Was für die Gesundheit der menschlichen Seele unverzichtbar ist, galt über ein Jahr lang als Gefahr für die physische Gesundheit. Diese verquere Situation provoziert ein Nachdenken über die Bedeutung der Musik – für das persönliche Leben wie für die Gesellschaft insgesamt. Ist Musik systemrelevant? Nein, sagt der Pianist Igor Levit, sie ist lebensrelevant. Und das ist ein Unterschied. Unser Gesellschaftssystem funktioniert, wenn wir Geld verdienen und ausgeben, wenn Bildung gewährleistet wird und das soziale Netz, vor allem die medizinische und therapeutische Versorgung, intakt ist. Musik ist dafür nicht nötig. In systemrelevanten Bereichen, wie Schulen und Krankenhäusern (Musiktherapie), drückte man sie ans unterste Ende des Curriculums.

Der Lockdown verbot, was Musik ausmacht: den lebendigen Austausch im direkten Kontakt miteinander. Online-Unterricht mag mit reinen Wissensfächern

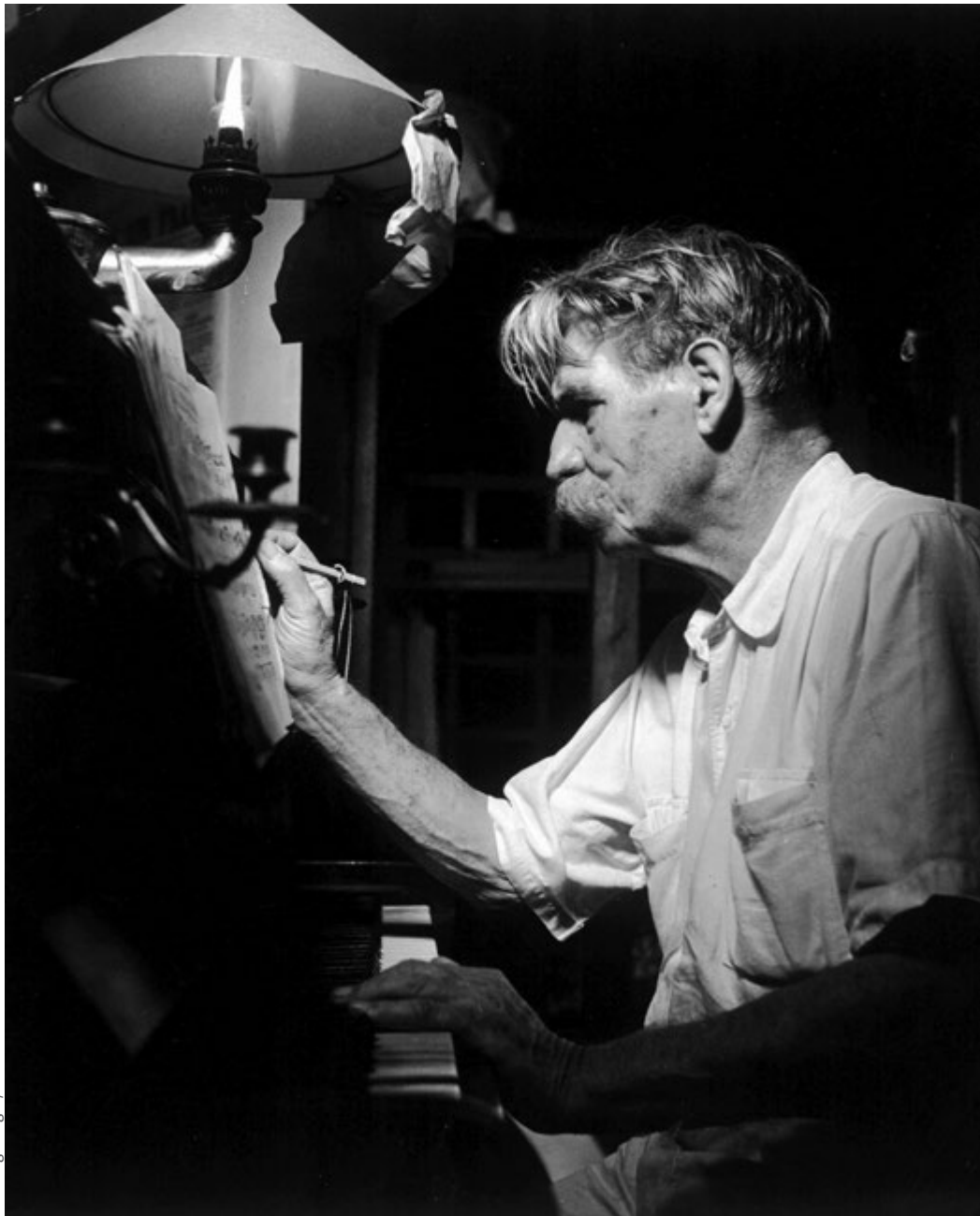


Foto: akg-images/NordicPhotos

*Albert Schweitzer 1954 an seinem „Urwaldklavier“ in Lambarene: Für ihn war Johann Sebastian Bach „einer der größten Mystiker, die es je gegeben“ hat.*

(Naturwissenschaften, Sprachen) möglich sein; Musik lebt aber von der Interaktion mit körperlicher Präsenz, auch beim Hören! Der Jazzmusiker John Coltrane sagte es einmal so: „Es ist wichtig, diesen realen Kontakt mit dem Publikum zu haben, denn

das ist es, was wir versuchen – zu kommunizieren ... Die emotionale Reaktion ist, was allein zählt. Solange es ein Gefühl von Kommunikation gibt, ist es nicht erforderlich, dass man verstanden wird.“ Musik ist also auch ein soziales Phänomen.

Albert Schweitzer reiste seinerzeit als Organist durch Europa. Die Menschen füllten die Kirchen nicht allein nur für ein musikalisches Ereignis oder weil sie für Schweitzers Spital in Lambarene (Gabun) spenden wollten. Es war die „Aura“, die Präsenz einer Persönlichkeit, die Kraft und Mut vermittelte und in den Menschen ein unentbehrliches „Gefühl von Kommunikation“ entstehen ließ.

Albert Schweitzer (1875–1965) war eine Orientierungsgröße, ein Vorbild, ein Mutmacher und – ein Musiker. So konnte er für die Propagierung seiner Idee der „Ehrfurcht vor dem Leben“ einen musikalisch-geistigen Raum schaffen.

Heute, 55 Jahre nach seinem Tod, inmitten einer unüberschaubar bedrohlichen Weltlage, sind wir mit Fragen konfrontiert, die auch ein wesentlicher Bestandteil der

Ethik Albert Schweitzers sind: Was hat für uns in unserem Leben wirklich Relevanz? Was hält uns gesund? Gibt es Fragen nach der physischen Gesundheit, die nicht von Mediziner\*innen und Virologen beantwortet werden können? Sind neben den bekannten Maßnahmen (Abstand, FFP2-Masken, Impfung) noch andere Lebensinhalte wichtig, die uns helfen, gesund zu bleiben? Wie sieht es mit dem psychischen Zustand der Gesellschaft aus? Was stärkt das Immunsystem? Was hat die Pandemie mit den anderen Krisen (Klima, Armut, Massentierhaltung, Atomwaffen) zu tun?

Albert Schweitzer hätte schon aus rein medizinischen Gründen mit Interesse die Entwicklung der Pandemie verfolgt. Immer studierte er zunächst die gegebenen Fakten, um sich rein sachlich eine Meinung bilden zu können, dann aber die ethischen Konsequenzen zu bedenken. So war seine Vorgehensweise während der Atomdebatte in den 1950er- und 1960er-Jahren, aber auch grundsätzlich bei jedem Problem. Ansatzpunkt für die Therapie eines Problems war für ihn aber der Einzelne. Die Bedrohung der Gesundheit und die für viele real existierende wirtschaftliche Notlage begleiten Ängste und Sorgen, die das Leben überschatten und ihrerseits wieder krank machen können. Erschöpfung, Niedergeschlagenheit, Vereinsamung, Depressionen wurden in den vergangenen Monaten vermehrt diagnostiziert, auch bei Kindern und jungen Erwachsenen.

Solche Begleit- und Folgeerscheinungen einer Krisenzeit zeigten sich für Albert Schweitzer in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg.

Am Sonntag nach Neujahr, im Jahre 1910, hatte er, damals noch Vikar, Menschen in den Kirchenbänken von St. Nikolai in Straßburg vor sich, die ihr Leben von Unsicherheit, Angst und Sorgen bedroht sahen. Was und wie sollte er predigen?

Schweitzer beginnt mit der Beschreibung der Lebensumstände aus der Sicht der „kleinen Leute“, wobei er betont, dass auch „die da oben“ ihre Sorgen haben. Er spricht von der „Unsicherheit der Verhältnisse in unserer Zeit“, von der Arbeitslosigkeit, der großen Sorge, „die unter unseren Menschen einen Schrecken verbreitet wie die Pest“, von den Sorgen der Jugendlichen. „Welche Gedrücktheit und Bitterkeit in diesen jungen Herzen lebt“, konstatiert er. Nun wäre es für Schweitzer als Theologe ein Leichtes gewesen, auszuweichen



Foto: picture alliance/Courtesy Everett Collection

Albert Schweitzer und seine Frau Helene Bresslau im Jahr 1913, in dem sie das erste Hospital in Lambarene gründeten.



und alles sozusagen Gott zu übergeben. Mit erstaunlicher Offenheit verweigert er sich aber vor der Gemeinde dieser Ausflucht, weil er nur das gelten lässt, was ihm selber immer geholfen hat. Er bekennt sich dabei auch zu seinen eigenen Zweifeln. So fragt er:

„Was bietet uns die Religion gegen die Sorge? Soll ich euch predigen: Werfet eure Sorge hinter euch, stellt alles Gott anheim.“ Und da wagt er mitten in der Kirche die Aussage: „Was Gott ist, weiß niemand.“ Und trotzdem erwartet Schweitzer von dort die Hilfe: „Aber die Sehnsucht nach Gott, nach der Harmonie mit dem Unbeschreiblichen, das wir Geist nennen, und mit dem unser innerstes Wesen zusammenhängt, das müssen wir fühlen – denn da ist die Hilfe gegen die Sorge.“

Aber wie nun konkret? Schweitzer entfacht ein Gegenfeuer gegen die Sorge, indem er den offensichtlich greifbaren Sorgen eine andere Sorge entgegenstellt: „Es sind so viele Menschen Knechte der Sorge, weil sie eine Sorge nicht kennen: die Sorge um das, was sie geistig werden, das Rufen ihrer Seele nicht vernehmen. Darum sind sie an die Furcht verkauft. Sie haben nichts, was sie erhebt, daß sie über die Sorgen hinaussehen können, und ahnen gar nicht, daß das, was ihr Sorgen so schwer macht, die innere Leere, Unruhe und Zerfahrenheit ist. Das gilt uns allen. Darum wünsche ich uns im neuen Jahr zu allen Sorgen noch eine neue: die Sorge um den inwendigen Menschen, und diese so brennend und zehrend, als eine Sorge nur sein kann.“

## Wirkliche Relevanz

Das heißt: Wir können durch den erzwungenen Stillstand im Lockdown ins Nachdenken kommen über unser Leben, ins Sehnen nach einem Ort oder einer Person, die uns von einer „anderen Welt“ kündigt. Schweitzer erinnert seine Gemeinde an die Tatsache, dass ein großes Unglück die ganzen kleinen Sorgen zerrinnen lasse. Wir stehen dann plötzlich vor Fragen, die für unser Leben wirklich Relevanz haben. Auf wen oder was kann ich meinen Blick richten, so dass ich eine hoffnungsvollere Perspektive erkenne? Gibt es etwas, das mich, wenn auch nur mal für eine Stunde, der Welt, so unberechenbar sie auch ist, enthebt? Für Albert Schweitzer konnte es ein Spaziergang sein, der ihn zu einem Ort führte, der den Blick in die Weiten der Natur ermöglicht.

So beispielsweise „sein Felsen“ auf den Höhen der Vogesen mit Blick auf seinen Heimatort Günsbach oder am Ogowe-Fluss in Lambarene. Auch ein Konzert, das für ihn sich zur „Andacht“ erheben konnte, wenn es den Blick nach innen befördert und damit einen Moment der Ruhe, der Beruhigung inmitten der Angst entstehen lässt. Oder eine halbe Stunde Bach-Orgelmusik, gespielt auf seinem Tropenklavier im Spital zur Stärkung und Sammlung seiner selbst.

Da ist es uns dann, fährt er in seiner Predigt fort, „als führte uns die Sorge einen hohen Berg hinauf, auf den die anderen Sorgen nicht mitkonnten. Als wir oben in der Sonne waren, ließ sie uns zurück- und hinunterschauen, wo es von Nebel und Wolken im Tal wogte, und sagte uns: Da drunten wolltest du leben.“

Sozusagen „weltenthaben“ lernen wir dann zu unterscheiden, welche Probleme wir gut bewältigen können (oder uns einbilden) und wie viele wirkliche Sorgen noch bleiben. Schweitzer, immer ja auch ein nüchterner Rationalist, sagt es dann in Zahlen: „20 Prozent bleiben wahre Sorgen“ – aber diese erdrücken uns nicht. In der besprochenen Predigt wird an keiner Stelle explizit von Musik gesprochen. Trotzdem ist sie Bestandteil von „Maßnahmen“, die uns „erheben“, die uns „geistig“ werden lassen und den „inwendigen Menschen“ stärken. Das dient vordergründig nicht dem System, aber unserem Leben inmitten des Systems.

Albert Schweitzer führt den in Sorge befindlichen Menschen ins Zentrum seiner Ethik, indem er als Voraussetzung für alles, was uns äußerlich leben lässt, das Zu-sich-selbst-Kommen für wesentlich hält. Denn grundsätzlich gilt für ihn: Alle „Ansichten und Überzeugungen entnimmt der einzelne hinfert seiner ganz persönlichen Auseinandersetzung mit der Welt“.

Damit sind wir auf den Innenraum des Menschen verwiesen. „Inwendig“ heißt dann, das eigene Denken zu aktivieren und sich selber zuzuhören. Diese Wendung nach innen ist in Schweitzers praktischer Kulturphilosophie der erste Schritt, dem der zweite, die Hinwendung nach außen, also die ethische Tat, das Wirken in der Welt, folgt.

Musik gehört in den Innenraum; sie verlangt das Zuhören, wenn sie der Sammlung und nicht der Zerstreung dient. Sie schafft innere Ruhe und senkt den Stresspegel. Das wissen heute nicht nur Psychologen; schon länger gibt es Forschungen dazu in allen medizinisch-neurobiologischen Disziplinen.

Danach ist Musik nicht allein ein netter Zeitvertreib, denn sie hat, bewusst gehört, tiefreichende Wirkung im psychosomatischen Kontext. Dies lässt sich aber nur erkennen bei Musik, die wir wirklich lieben.

Für Albert Schweitzer war der große musikalische „Helfer“ und Spiritus rector, der unentbehrliche „Freund und Tröster“ Johann Sebastian Bach. Hat man Zugang zu dessen Werken, wird man Schweitzer in seinen Deutungen folgen können. Vielleicht ist es jedes Jahr vor Ostern ein Bedürfnis, die Matthäuspassion zu hören. Jedenfalls ermöglicht diese Musik vielen, etwas von der Botschaft des Jesus von Nazareth annehmen zu können, ohne konfessionell ein

*„20 Prozent bleiben wahre Sorgen“ – aber diese erdrücken uns nicht.*

Bekenntnis ablegen zu müssen. Sie fühlen sich der Welt enthaben und ganz nah bei dem, was Schweitzer dichterisch, und ganz im Geiste der oben besprochenen Predigt, mal so ausgedrückt hat:

„Wir schauen bei ihm (Bach) das Leben, als wandelten wir auf einer Höhe, von milder Sonne umflossen, und sähen es durch blauen Nebel hindurch zu unseren Füßen ausgebreitet. Den Frieden, den er dem Leben, in Freud und Schmerz abgewonnen hat, spendet Bach in seinen Tönen; er redet zu uns als einer, der nicht im Leben, sondern über dem Leben steht. Darum ist seine Kunst als solche religiös.“

Nach Schweitzer bietet Bachs Musik uns eine Perspektive an, die leben lässt trotz aller Bedrängnisse, Ängste und Sorgen – „So liegt etwas wie eine Erlösung von der Welt und dem Leben in seiner Musik. Sie weckt in uns eine stille, tiefe Heiterkeit, eine Stimmung, die jenseits von Schmerz und Freude liegt. In dem Thomaskantor redet einer der größten Mystiker, die es je gegeben, zu den Menschen und führt sie aus dem Lärm zur Stille.“

Es ist eine erfüllte, innerliche, Ruhe schaffende Stille, die nichts mit dem lähmenden Schweigen des Lockdowns zu tun hat, weil nicht Finsternis, sondern Licht und Hoffnung ins Leben kommen. Ergänzt sei noch, dass, über Bach und Schweitzer hinaus, jede Musik in diesem Sinne wirken kann, die uns innerlich anspricht. Wenn das geschieht, dann ist für uns Musik lebensrelevant. ◀

# Fremd und doch nahegekommen

Dominik Weyl hat über die Theologie des jungen Bonhoeffer promoviert

In seiner systematisch-theologischen Doktorarbeit hat Dominik Weyl, 35, untersucht, was Dietrich Bonhoeffer im Alter zwischen 19 und 23 Jahren geschrieben und gesagt hat. Dabei ist er auf Befremdendes gestoßen, hat aber auch festgestellt, dass schon früh der starke Zug ins Ethische angelegt war, der Bonhoeffers Person und Werk auszeichnet.

In Mainz studierte ich Germanistik, Theologie, Geschichte und Bildungswissenschaften, wobei mein Schwerpunkt rasch auf der Theologie lag, besonders auf der Systematischen Theologie. Nach dem ersten Staatsexamen für das Lehramt an Gymnasien wurde ich nicht Studienreferendar, sondern wissenschaftlicher Assistent bei Professorin Christiane Tietz, zuerst noch in Mainz, dann in Zürich. Meine Promotion an der Universität Zürich ist gerade abgeschlossen, die Dissertation muss nur noch veröffentlicht werden. Im September beginne ich das Vikariat in meiner hessennassauischen Heimatkirche. Die Orientierung vom Lehr- auf Pfarramt vollzog sich während der vergangenen Jahre prozesshaft, ist für mich aber jetzt umso klarer.

Mit Dietrich Bonhoeffer kam ich im Studium wenig in Berührung. Das änderte sich aber durch eine Anstellung als Hilfskraft von Christiane Tietz, durch die sich auch Kontakte in die internationale Bonhoeffer-Forschung und die deutschsprachige Sektion der Internationalen Bonhoeffer-Gesellschaft ergeben haben.

Gegenüber einem Freiheitsbegriff, der allein menschliche Autonomie behauptet, war ich immer skeptisch. Da fand ich in *Schöpfung und Fall*, Bonhoeffers Auslegung von 1. Mose 1–3, eine andere Bestimmung: Freisein ist keine bloße menschliche Anlage. Menschen sind auch nicht allein frei von etwas, sondern für etwas, für Gott und die anderen. „Freiheit ist eine Beziehung.“ Darüber wollte ich mehr wissen. Zunehmend interessierte mich, wie Bonhoeffer



Foto: Dirk Zengel

das Verhältnis von Glauben und Gehorsam, von Gotteswille und Menschenwille beschreibt. Damit hat er sich seit seinem Studium auseinandergesetzt. Gegenüber der *Nachfolge* oder der *Ethik* beachtete die

*Die frühen Texte Bonhoeffers spiegeln wichtige Entscheidungen, die seine späteren Texte besser verständlich machen.*

Forschung seine frühesten Texte nur wenig. Dabei spiegeln sie wichtige dogmatische und ethische Grundentscheidungen, die Bonhoeffers spätere Texte besser verständlich machen. Sie kulminieren in drei

Vorträgen, die Bonhoeffer 1929 als Vikar in Barcelona gehalten hat. Damit war das Thema meiner Doktorarbeit gesetzt. Sie trägt den Titel: *Menschenwille und Gotteswille. Beobachtungen zu Dietrich Bonhoeffers systematisch-theologischen Erkundungen. 1925–1929*. Indem sich meine Dissertation vertieft mit den frühesten Texten Bonhoeffers auseinandersetzt, hilft sie meines Erachtens, Bonhoeffer insgesamt differenzierter und besser zu verstehen.

Zuerst untersuchte ich einige Studienarbeiten Bonhoeffers: Seminararbeiten und homiletische Entwürfe, die im Umfeld seiner Dissertation *Sanctorum Communio* entstanden waren. Auffallend schon darin: der starke Zug ins Ethische. Das mag

mit seiner familiären Prägung zusammenhängen. Und theologisch wurde Bonhoeffer vor allem von zwei Berliner Professoren beeinflusst, deren Denken die „Sittlichkeit“ und die „Sozialität“ des Menschen in den Blick nahm. Und zwar aus völkischer Perspektive, das heißt: Sie haben über das Verhältnis von Gotteswille und Menschenwille reflektiert. Das waren der Kirchenhistoriker Karl Holl, der Begründer der Lutherrenaissance, und der Systematiker Reinhold Seeberg, bei dem Bonhoeffer schließlich promovierte. Holl vermittelte Bonhoeffer Luthers Theologie. Eindrücklich wurde ihm die Aussage des Reformators, der Christ sei frei, „neue Dekaloge“ zu schaffen. So ist es kein Wunder, dass Bonhoeffer von Anfang an – und dann in seiner Dissertation explizit – eine Prinzipienethik ablehnt. Für ihn begegnet die Forderung des Gotteswillens im konkreten ethischen Anspruch des Mitmenschen. Aber nicht so, als entspräche jeder dieser Ansprüche eins zu eins dem Gotteswillen. Gott will, sagt Bonhoeffer, die Begegnung zwischen Menschen als ein „Füreinandersein“. Ob der Anspruch des anderen aber diesem Füreinandersein entspricht, muss je und je verantwortlich entschieden werden. Hier ist Bonhoeffer lange missverstanden worden.

Obwohl Bonhoeffer ethische Prinzipien ablehnt, nimmt er 1929 in Barcelona Zuflucht zur neulutherischen Vorstellung

Unter der Rubrik „Das Projekt“ berichten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in *zeitzeichen* über ihre Forschungsarbeiten.

der Schöpfungsordnungen, zu denen auch das „Volk“ zählt. Diese theologische Kategorie war politisch längst von völkischen Implikationen durchsetzt. Bei Bonhoeffer gibt es eine nationalkonservative Tendenz, die aus damaliger Perspektive moderat und nicht ideologiegeleitet erscheint – aber meines Erachtens vor allem wenig reflektiert ist. Aus heutiger Perspektive bleibt uns Bonhoeffer hier fremd.

Aber wenig später begann Bonhoeffer, sich ökumenisch für die Völkerverständigung zu engagieren. Auch sprach er nicht mehr von Schöpfungsordnungen, sondern von Erhaltungsordnungen. Das ist ein stark relativierender Begriff und mag als eine Art Selbstkorrektur gesehen werden.

In Barcelona hatte sich Bonhoeffer auch zum Krieg geäußert. Er sagte: „Die Liebe zu meinem Volk wird den Mord, wird den Krieg heiligen.“ Über solche Sätze hat man in der Forschung allzu gern hinweggesehen. Bonhoeffer habe hier nicht seine „eigene Sprache“ gesprochen, hieß es. Ich meine doch. Er verwickelt sich dabei in Widersprüche, die bestimmte Grenzen seines damaligen theologischen und politischen Nachdenkens markieren. Zugleich hat dieses aber bereits das Potenzial, sich über diese Grenzen hinaus weiterzuentwickeln. Dazu bedurfte es auch äußerer Anstöße wie des „Fall Dehn“ um 1930 oder Bonhoeffers erster Amerika-Aufenthalt 1930/31. Für mein Verstehen Bonhoeffers und für meine Arbeit war

sicher hilfreich, dass ich Bonhoeffer nie als den „evangelischen Heiligen“ gesehen hatte, zu dem man ihn in der Kirche und auch in der Forschung gemacht hat. Ich nehme ihn vielmehr als theologischen Gesprächspartner wahr, der mir in vielem theologisch nahekommt, aber in manchem auch fremd bleibt – und fremd bleiben darf. Und ich nehme seine theologische Entwicklung ernst, die nicht danach fragen muss, ab wann Bonhoeffer nun seine „eigene“ oder „eigentliche“ Sprache gesprochen hat. So ist mir auch bewusst geworden, dass Bon-

*Mir ist bewusst geworden, dass Bonhoeffer von vielen Seiten vereinnahmt werden kann und wird.*

hoeffer von vielen Seiten vereinnahmt werden kann und wird. Das liegt auch daran, dass seine Gedanken manchmal unscharf und fragmentarisch sind. Sie sind nicht immer so klar, wie es die Postkarten-Zitate nahelegen (die mitunter nicht einmal von Bonhoeffer stammen). Dabei geht es mir nicht um eine Dekonstruktion Bonhoeffers (allenfalls des Denkmals), sondern um das Hinterfragen oder zuerst: das Bewusstmachen der Bonhoeffer-Bilder, die wir uns gemacht haben. Ich will aus „Bonhoeffer“ kein Prinzip machen. Eine australische Kollegin sagt das so: *What would Bonhoeffer do?, is the wrong question*, zu Deutsch: Die Frage, was Bonhoeffer tun würde, ist die falsche Frage. ◀

Aufgezeichnet von Jürgen Wandel

## Für Sie reingeschaut

### Die Bonhoeffer-Gesellschaft

Eine Fundgrube für alle, die mehr über den Evangelischen Theologen und Widerstandskämpfer Dietrich Bonhoeffer (1906–1945), sein Werk und dessen Erforschung wissen wollen, ist die Webseite der deutschen Sektion der Internationalen Bonhoeffer-Gesellschaft (IBG).

Dort finden sich auch Leseempfehlungen für diejenigen, die sich Bonhoeffer annähern und ihn verstehen wollen, Hinweise auf Veranstaltungen, Gottesdienstentwürfe und Predigten, eine Zitatenbank, Bonhoeffer-Fotos und -Postkarten zum Runterladen. Und Links verweisen auf die brasilianische, englischsprachige, niederländische und polnische Sektion der IBG.

**Weitere Infos:** [www.dietrich-bonhoeffer.net](http://www.dietrich-bonhoeffer.net)



# Lernende Lehrer

JÜRGEN WANDEL

## Kleine Brötchen

6. SONNTAG NACH TRINITATIS,  
11. JULI

**Gehet hin und lehret alle Völker: Taufet sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes und lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe. (Matthäus 28,19–20)**

In dem schwäbisch-alemannischen Mischdialekt, den ich spreche, wird nicht zwischen „lehren“ und „lernen“ unterschieden. Und das ist auch in manchen Gegenden der Schweiz der Fall. Beide Wörter sind nicht nur etymologisch miteinander verwandt. Lehren und lernen sind Prozesse, die sich gegenseitig beeinflussen und die Beteiligten anregen und weiterbringen.

Eine gute Lehrkraft zeichnet sich dadurch aus, dass sie eine Berufung und Mission hat. Eine Lehrerin muss von ihrem Beruf überzeugt sein und ihren Klassen mit Leidenschaft Wissen und Werte vermitteln. Und der Lehrer muss genauso bereit und offen sein, selber ein Leben lang zu lernen, nicht nur in Fortbildungsseminaren, sondern auch von denen, die er (be-)lehrt.

In diesem Sinne sollte jeder Christ eine gute Lehrkraft sein. Er muss darlegen können, was den Glauben an Gott auszeichnet und warum ihn dieser gestärkt und verändert hat. Und Christen müssen zuhören und bereit sein, sich auf die Erfahrungen und Argumente Andersdenkender und Andersgläubiger einzulassen.

Es ist ein Irrtum, dass Lehre nur den Kopf anspricht. Eine gute Lehrperson kann Schülerinnen und Schüler begeistern und mitreißen. Sie lehrt nicht nur durch Worte, sondern auch durch ihr Verhalten. Wenn in der Kirche über Mission gesprochen wird,

werden oft große Strategien entworfen. Wie wäre es, zuerst einmal kleine Brötchen zu backen? Und zwar beharrlich! Ich denke an die älteren Damen in englischen Kirchen, die nach dem Gottesdienst auf mich zukamen, zum Kirchenkaffee einladen und sich erkundigten, woher ich käme und ob ich zum ersten Mal im Land wäre. Da blitzte kurz auf, dass Christen nicht nur zu denen (gast-)freundlich sind, die sie kennen, sondern auch zu Wildfremden. Und vielleicht fragt der eine oder andere Nichtchrist nach einer solchen Erfahrung, warum das so ist.

## Großer Durst

7. SONNTAG NACH TRINITATIS,  
18. JULI

**So spricht der Herr, der Gott Israels: Das Mehl im Topf soll nicht verzehrt werden, und dem Ölkrug soll nichts mangeln bis auf den Tag, an dem der Herr regnen lassen wird auf Erden. (1. Könige 17,14)**

Die ersten 16 Verse aus dem 17. Kapitel des alttestamentlichen Königsbuches erzählen von einer Dürre. Und ihr Ende ist nicht abzusehen. Erst am Ende des 18. Kapitels ist es so weit: „Es kam ein großer Regen“ (Vers 45).

Ausbleibender Regen war und ist im Nahen Osten besonders bedrohlich. Denn dort gibt es bekanntlich wenig Wasser. Aber seit einigen Jahren häufen sich auch bei uns regenarme Zeiten, bedrohen die Wälder und machen den Bauern zu schaffen. Trotzdem belasten uns Zeiten der Dürre vor allem im übertragenen Sinn: Menschen machen – in unterschiedlicher



Jürgen Wandel

Weise – die Erfahrung, dass Seele und Geist austrocknen. Sie haben keine Ideen und Visionen (mehr), wie sie ihr Leben gestalten und die Gesellschaft verändern und verbessern können. Und mitunter droht auch der Glaube zu verdorren. Besonders dann rufen wir mit dem Verfasser des 42. Psalms: „Wie der Hirsch schreit nach frischem Wasser, so schreit meine Seele, Gott, zu dir.“

Hinter uns liegt eine besondere Dürreperiode: Über ein Jahr lang mussten wir wegen Corona auf viele Kontakte mit Menschen verzichten, die uns nahestehen. Und den Wenigen, die wir sehen konnten, reichten wir wegen der Ansteckungsgefahr nicht mehr die Hand, von Umarmungen und Küssen ganz zu schweigen. Und untersagt war der Gemeindegesang, der Menschen im Gottesdienst erbaut, verbindet und über sich hinauswachsen lässt.

Der heutige Predigtabschnitt erzählt, dass Gott die Menschen auch in Zeiten der Dürre mit dem Lebensnotwendigen versorgt. Wir durften erleben, dass Forscherinnen und Forscher in kurzer Zeit Impfstoffe gegen Corona entwickelten. Bei der Kinderlähmung hatte es noch rund zehn Jahre gedauert, bis ein wirkungsvoller Impfstoff zur Verfügung stand. Ende gut, alles gut? Für manche kam die Impfung gegen Corona zu spät. Die einen starben an der Seuche. Andere überlebten eine Infektion, aber leiden bis heute noch an ihren Folgen. Und manche sind zwar nicht körperlich erkrankt, aber seelisch. Nur das Vertrauen und die Hoffnung darauf, dass Gott uns wieder „zum frischen Wasser“ führt (Psalm 23,2), lässt Zeiten der Dürre aushalten.

## Ratlose Hörer

8. SONNTAG NACH TRINITATIS,  
25. JULI

Alles ist mir erlaubt,  
aber nicht alles dient zum  
Guten. Alles ist mir erlaubt,  
aber nichts soll Macht  
haben über mich.

(1. Korinther 6,12)

Diese Aussage leuchtet auf Anhub ein. Denn Christen, ja alle Menschen müssen immer wieder prüfen, ob es „dem Guten“ dient, was sie als Eltern, Wahlberechtigte, Politikerinnen, Vermieter und Manager tun. Sie müssen dabei darauf achten, was über sie Macht hat. Das kann Gier sein, die sich schlimmstenfalls in einer Sucht äußert. Und auch sexuelles Verlangen kann einen Menschen so sehr beherrschen, dass er Mitmenschen nur noch als Mittel zum Zweck der Luststeigerung benutzt und ausnutzt.

So allgemein, so gut. Aber Paulus wird konkret(er). Er schreibt an die Christen in Korinth, dass weder „Ehebrecher noch Lustknaben noch Knabenschänder noch Habgierige noch Trunkenbolde ... das Reich Gottes ererben“ werden (1. Korinther 6,9–10).

Und wie gehen landeskirchliche Predigerinnen und Prediger mit diesen Aussagen um? Hier lohnt ein Blick auf Predigten, die im Internet veröffentlicht sind: Für den inzwischen pensionierten Bischof einer konservativen Region in Deutschland war die Sache klar: Mit „Lustknaben“ und „Knabenschänder“ meint Paulus alle Homosexuellen. Denn diese pflegen „verbotene sexuelle Beziehungen“. Für die Pfarrerin einer großstädtischen Hauptkirche geht es dem Apostel dagegen um sexuellen „Missbrauch“. Und andere Predigerinnen und Prediger umgehen Paulus' „Lasterkatalog“. Aber damit ist nichts gewonnen. Ratlos bleiben dann diejenigen Gottesdienstbesucher zurück, die bei der Verlesung des Predigttextes 1. Korinther 6,9–14 gut zugehört haben.

Dabei können sie von den Predigenden, die an einer Universität Theologie studiert haben, zu Recht eine sachkundige Auslegung erwarten.

## Geschärfter Blick

9. SONNTAG NACH TRINITATIS,  
1. AUGUST

Wer diese meine Rede hört  
und tut sie, der gleicht einem  
klugen Mann, der sein Haus auf  
Fels baute. (Matthäus 7,24)

Freunde und Bekannte habe ich einmal gefragt, wie sie die dritte Bitte des Vaterunsers, „Dein Wille geschehe, wie im Himmel, so auf Erden“ (Matthäus 6,10), verstehen. Für die meisten drückt sie eine passive Haltung aus, nämlich im Vertrauen auf Gott das hinzunehmen, was uns widerfährt. Meine Umfrage war natürlich nicht repräsentativ. Aber ich vermute, dass viele Kirchgänger ähnlich denken. Und das ist ja auch nicht falsch. Schließlich endet die Erzählung vom Gebetskampf Jesu in Gethsemane mit den Worten: „Nicht, wie ich will, sondern wie du willst.“ Aber die dritte Bitte des Vaterunsers hat noch einen anderen, wichtigen Aspekt, der oft übersehen wird. Er wird in der englischen Übersetzung deutlich: *Thy will be done on earth as it is in beaven* (Dein Wille möge auf Erden verwirklicht werden wie im Himmel).

Die dritte Bitte des Vaterunsers findet sich nur in der Fassung des Matthäusevangeliums. Und in ihm spielt das Tun des Willens Gottes eine zentrale Rolle. Aber wie erkennen wir ihn? „Krieg soll nach Gottes Willens nicht sein“, erklärte der Weltkirchenrat, als er 1948 in Amsterdam gegründet wurde. Ein wichtiger Impuls ging dabei von Jesu Bergpredigt aus, zu der auch der heutige Predigttext und das Vaterunser gehören. Die Bergpredigt stand zwar auch vierzig Jahre vorher in der Bibel, als die meisten Kirchenleute noch ihre Nation und Streitkräfte vergötzten. Aber viele Delegierte, die in Amsterdam zusammenkamen, hatten zwei Weltkriege erlebt. Diese Erfahrung und das Nachdenken darüber hatten die Sehnsucht nach einer menschlicheren Welt wachsen lassen und den Blick auf Jesus geschärft.

Jede Generation von Christen muss im Gebet und in der Diskussion mit anderen herausfinden, was Gott von ihr will. Und sie wird dabei bedenken und übernehmen oder verwerfen, was die Altvorderen geglaubt, geglaubt, gesagt und getan haben.

## Gegen Unrecht

10. SONNTAG NACH TRINITATIS  
(ISRAELSONNTAG), 8. AUGUST

Werdet Ihr nun meiner Stimme  
gehörchen und meinen Bund  
halten, sollt Ihr mein Eigentum  
sein vor allen Völkern; denn die  
ganze Erde ist mein. Ihr sollt  
mir ein Königreich von Priestern  
und ein heiliges Volk sein.  
(2. Mose 19,5–6)

Das Christentum hat durch griechische Philosophie und römisches Rechtsdenken wichtige Impulse erhalten. Und im Laufe der Zeit wurde es noch durch andere Kulturen beeinflusst und bereichert. Doch seine Wurzel ist der Bund, den Gott mit einem kleinen Volk im Nahen Osten geschlossen hat. Und durch Jesus Christus haben Christen daran Anteil: Auch sie sind „ein auserwähltes Geschlecht, ein königliches Priestertum, ein heiliges Volk“ (1. Petrus 2,9).

Aber das reichte Christen nicht. Dass Juden „vor allen Völkern“ Gottes „Eigentum“ sind, weckte Missgunst und Neid, beflügelte den Antijudaismus der Kirchen und steht letztlich auch hinter dem Judenhass von Nichtchristen. Dabei bedeutet Erwählung keine Privilegierung. Der liberale jüdische Theologe Leo Baeck schrieb 1905 in seinem Werk *Das Wesen des Judentums*: „Israel ist von Gott dazu bestimmt, daß es das Rechte tue, und nur wenn es das Rechte übt, kann und darf es, als das auserwählte Volk, bestehen; durch die Sünden wird es von Gott getrennt und geht es seines Wertes verlustig.“ Seit einigen Jahren ist der Begriff „Gutmensch“ zu einem Schimpfwort geworden. Natürlich gibt es die Versuchung, die eigene Überzeugung und Lebenspraxis moralisch zu überhöhen. Aber – mit dem Glauben an den Gott Israels, den Jesus Vater nennt, verträgt sich auch „keine moralische Neutralität und keine moralische Bequemlichkeit, keine Gleichgültigkeit und keine Trägheit gegenüber irgend einem Unrecht auf Erden“ (Baeck).

Religion ist mehr als Ethik, aber auch nicht weniger! Das können Christen im Dialog mit ihren jüdischen Schwestern und Brüdern lernen. ◀

## Denunziatorisch

Werner Heinemann aus Braunschweig zu Johann Hinrich Claussen „Religion von neurechts“ (zz 3/2021):

Ich habe bisher die Beiträge von Johann Hinrich Claussen sehr geschätzt. Auch, dass er versucht, sich mit innerkirchlichen rechten Strömungen inhaltlich auseinanderzusetzen, finde ich unterstützenswert. Um so ärgerlicher finde ich seinen Hinweis zu Benjamin Hasselhorn zum Schluss des Beitrages. Dieser hat mit der inhaltlichen Kritik an Weißmann nichts zu tun, sondern trägt rein denunziatorischen Charakter. Oder wie sonst sollte man den Hinweis verstehen, dass Hasselhorn „mehrfach in zeitzeichen veröffentlicht hat“? Es ist der indirekte Aufruf zur „cancel culture“. Hat Herr Claussen das nötig?  
Werner Heinemann

## Dämonisch

Karl Kremer aus Bottrop zu Johann Hinrich Claussen „Religion von neurechts“ (zz 3/2021):

Wie kann man nur so voller Hass über einen anderen Menschen herziehen? Will der Verfasser andere Existenzen vernichten? Wenn es angeblich Religion von „neurechts“ gibt, dann gibt es sie auch von „altlinks“. Seine eigene Seite und Sicht so aggressiv dämonisch als die einzig Wahre hinzustellen, ist nicht niveauevoll.  
Karl Kremer

Leserbriefe geben die Meinungen der Leserinnen und Leser wieder – nicht die der Redaktion.

Kürzungen müssen wir uns vorbehalten – und leider können wir nur einen Teil der Zuschriften veröffentlichen.

leserbriefe@zeitzeichen.net

## Exorzismus

Gottfried Spieth aus Diessenhofen/Schweiz zu Johann Hinrich Claussen „Religion von neurechts“ (zz 3/2021):

Herr Claussen, sind Sie der deutsche Fukuyama? Ähnlich wie der Gelehrte aus Kalifornien prophezeien Sie das Ende einer Geschichte, die unumkehrbar zu sein scheint. Sie tun das im stolzen Bewusstsein des Sieges, den die westliche Zivilreligion über ihre national-protestantischen Vorgängerformen errungen hat. Selbstgewiss verorten Sie sich auf der qualitativ richtigen Seite. Ein gar nicht so leises Triumphgefühl spüre ich hinter Ihrer Feststellung: „In Leitungsgremien und auf Lehrstühlen, in Bildungseinrichtungen und Publizistik hatten damals revisionistische Kräfte großen Einfluss. Deren Entmachtung vollzog sich schrittweise von den 1960er- bis zu den 1980er-Jahren.“ Wenn aber künftig alles wieder anders kommt als gedacht? An einer Stelle machen Sie ein Eingeständnis, das aufhorchen lässt: und zwar dahingehend, „dass der demokratische Protestantismus inzwischen selbst zu den Verlierern nächster Modernisierungswellen zu werden droht.“ Sie denken also dialektisch. Sie nehmen schon die nächste Stufe ins Visier. Sie sind dabei in guter Gesellschaft Ihres Gegenspielers Karlheinz Weißmann. Nicht ohne Grund werden christlicherseits an vielen Ufern Brücken gebaut zu wachstumsstarken und gänzlich undemokratischen Nachbarreligionen, darunter zum neu auferstehenden Heidentum. Doch was geschieht innerhalb der Landeskirchen und der EKD? Da werden keine Brücken gebaut. Jedenfalls nicht nach einer bestimmten Richtung. Sondern da werden Barrieren errichtet. Im eigenen Stall wird mit größter Sorgfalt analysiert. Und sezirt. Und ausgemistet. Ihr Artikel ist ein urlebendiges Zeugnis dieser Bemühungen. Sie zeigen klare Kante. Dass es dabei zu Verwerfungen und Ausgrenzungen kommt, nehmen Sie in Kauf. Der schwächeren Gegenseite muten Sie ein nicht geringes Maß an gesellschaftlicher Vereinsamung zu. Andere gehen noch weiter als Sie. Auf unendlich vielen Kanzeln wird gegen

rechts angepredigt, was das Zeug hält. Was wird dem armen Kirchenvolk nicht alles zugemutet an komplizierten Denkfiktionen und scharfsinnigen Unterscheidungen! Schlimmer als zu Zeiten der altprotestantischen Orthodoxie. Ist das nicht angstbesetzt? Mir kommt das vor wie ein Exorzismus.

Gottfried Spieth

## Dankenswert

Dr. Manfred Richter, Pfarrer aus Berlin, zu Ulrich Heckel „Wachsen in allen Stücken“ und Notizen (zz 4/2021):

So bedauerlich die Reaktion von Kardinal Koch auf die theologisch wohl begründeten Vorschläge zur eucharistischen Gastfreundschaft in „Gemeinsam am Tisch des Herrn“ ist, scheint mir seine Argumentation auf Seite 71 nicht genau wiedergegeben zu sein. Er verweist nämlich – nach Ausweis von *kna ökumene* 4/21 vom 26. Januar – nicht auf die römische Lehre selber, sondern auf die evangelische, sofern sie die Grundlage gemeinsamer Erklärungen ist. Deren Beachtung bei uns sieht er nicht gewährleistet, wobei er sich auf eine vereinfachende publizistische Darstellung bezieht, nicht einen offiziellen Text. So wurde diese zurückgezogen, aber in der Sache dem Kardinal von Seiten der Kirche in Hessen-Nassau zu recht widersprochen. Dankenswert ist daher die eigentliche sachliche Erwiderung durch Ulrich Heckel mit seiner Interpretation des Epheserbriefes, eines Schülers des Apostels Paulus in der nächsten Generation, als Programm für die universale Ökumene. Sie sollte ältere Auslegungen zum Epheserbrief wie die brillante von Heinrich Schlier, die eine spezielle Amtstheorie stützen wollten, als überholt erwiesen haben. So stellt dieser Brief stattdessen die definitive Aufforderung an beide Kirchen-traditionen dar, sich zu einer evangelischen Katholizität aufzumachen. Die hat Hans Küng – R. i. P. – seit mehr als fünfzig Jahren eingefordert. Bleiben wir sie nicht länger schuldig.  
Manfred Richter

# Die Jagd nach der Wollmaus

Unterwegs im Internationalen Staubarchiv. Über Vergänglichkeit, Inszenierung und Verfall

TEXT: KLAUS SIEG · FOTOS: MARTIN EGBERT

„Alles ist Staub!  
Ordnung ist eine  
Illusion!“, steht auf  
seiner Webseite.  
Wolfgang Stöcker  
betreibt das weltweit  
einzigste internationale  
Staubarchiv. Dafür  
sammelt er Staub aus  
Sakralbauten, bekannten  
Landschaften, Museen  
oder Rathäusern. Klaus  
Sieg und Martin Egbert  
haben ihn in Köln  
begleitet, unter anderem  
in eine achthundert Jahre  
alte Kirche.

**T**reffpunkt St. Kunibert, am Rhein in Köln. Wolfgang Stöcker kommt auf dem Fahrrad, in Wetterjacke und Wanderschuhen, mit einem grünen Rucksack auf dem Rücken. „Ich rede mal einfach los, Sie wollen ja Input“, sagt er freundlich lächelnd in kölnischem Singsang. Ja, wollen wir. Schließlich beschäftigt man sich nicht alle Tage mit dem Thema Staub. Schon gar nicht zusammen mit dem Betreiber des wohl weltweit einzigen internationalen Staubarchivs.

Wolfgang Stöcker sammelt und archiviert Staub. „Alles ist Staub! Ordnung ist eine Illusion!“, steht auf seiner Website. Das klingt nach Dada. Ist es auch. Aber gleichzeitig noch viel mehr. Wolfgang Stöcker blickt die beige-graue Fassade des Ostturms hinauf. Tuffstein aus der Vulkaneifel. „Das Gestein ist Staub aus der Vulkanasche, durch die Jahrtausende verfestigt durch Regen und



eigenes Gewicht“, sagt er und reibt mit der Hand über die poröse Oberfläche. Staub rieselt herunter auf das Pflaster, wie um seine Worte zu belegen. Doch für diesen Staub ist er nicht gekommen. Proben für sein Archiv entnehmen will er im Inneren des Turms der letzten romanischen Kirche, die in Köln gebaut wurde – und ihn sehr anzieht. „Die Kirche ist achthundert Jahre alt, ich bin 52, also nur ein sehr kleiner Teil dieser Geschichte, fühle mich aber in einer über die Jahrhunderte aufgestapelten Bezugslinie“, sagt er beim Eintreten.

### Verlorene Kontrolle

Die Küsterin zeigt den Weg über den blitzblank geputzten Boden des Langhauses. Rechts hinter der Apsis führt eine Holztür in den Turm, die sie aufschließt. Als wir die steilen Stufen erklimmen, kündigung buschige Wollmäuse eine reiche Ausbeute an. Doch Wolfgang Büscher reicht der Inhalt eines Tütchens. Auf dem ersten Zwischenboden bückt er sich und nimmt eine Wollmaus zwischen die Finger. „Das

sind hereingeflogene Samen von Pappeln, die bleiben am Rand liegen und verhaken sich mit Körnchen und Staub sowie anderen Stücken“, erklärt er. Eigentlich baut der Mensch Gebäude, um einen kontrollierten Raum zu erschaffen. Ausgerechnet in diesem Raum aber kann sich der Staub am besten sammeln. Hier findet er Schutz vor Wind und Wetter, bis der Mensch ihn wegputzt. Oder auch nicht.

Unten, in dem inszenierten Raum der Kirche, ist alles sauber. Hier oben geht diese Kontrolle wieder verloren, wie zuhause hinter der Einbauküche. „Alle unsere Bemühungen, etwas in eine Form und Ordnung zu bringen und darin zu halten, sind auf lange Sicht vergebens.“ Wolfgang Stöcker stopft die Wollmaus in die Tüte mit dem Zippverschluss und grinst: „Die Milben dadrin kümmern sich nicht um Kategorien wie Spätromantik.“ Staub verändert sich ständig und widersetzt sich der Verfestigung. „Diese Erkenntnis macht einen entweder demütig oder verrückt.“ Am Ende siegt die Natur, eine zugleich erbauende und niederschmetternde Erkenntnis.

Aber was genau ist eigentlich Staub? Das kommt darauf an, wen man fragt. Für einen Naturwissenschaftler besteht Staub aus feinsten festen Teilchen, die in der Luft oder anderen Gasen aufgewirbelt länger schweben können. Es gibt Grobstaub und Feinstaub. Letzterer ist definiert durch eine Partikelgröße kleiner als zehn Mikrometer. Staub kann organisch oder anorganisch sein. Beides findet sich im Hausstaub, ange-

*Überall finden sich  
Zeugnisse des  
Wechselspiels zwischen  
Mensch und Natur.*

reichert durch Milben, Bakterien oder Pilze. Wir kennen oder haben schon einmal gehört von kosmischem Staub, Kohlenstaub, Goldstaub und Sternenstaub. Und von Grenzwerten für Staub. Auch in unserer Sprache staubt es ordentlich, selbst wenn sie nicht verstaubt daherkommt. Wir können Abstauber sein oder Staub aufwirbeln. Staub kann sich über eine Sache legen oder





von gestern sein. Für Wolfgang Stöcker ist Staub eine Kulturerscheinung, ebenso wie andere Hinterlassenschaften, Zufalls- oder Verfallserscheinungen. „Ich bin gerne dort, wo die Inszenierung kippt, der Verfall beginnt und etwas Neues entsteht.“

Er zeigt auf Wasserflecken auf dem Boden, die in verschiedenen Brauntönen ineinander mäandern. Für Wolfgang Stöcker sind sie nicht nur die Spuren einer Leckage, sondern abstrakte Kunst und Zeugnisse des Wechselspiels zwischen Mensch und Natur.

Über weitere steile Holz-Treppen und Wege durch das Dachgebälk nähern wir uns den mächtigen Glocken im Westturm. Das ausgebleichene Gerippe einer Taube liegt in einer Ecke. Daneben zeugen verstaubte Glasscherben und Reste von bröseligem Fensterkitt von einer lang zurückliegenden Reparatur. Staubfäden hängen von den Balken, aber nicht an den Zahnrädern und Ketten, mit denen die Glocken bewegt werden. Staub braucht Ruhe. Den findet er auch hier vor allem auf den Stufen, den Mauerkanten und den Bodenbrettern. Wollmäuse allerorten. Im Glockenturm ändern sie aber ihre Struktur, breiten sich in Wellen aus. Beim Schlag der mächtigen Glocke wissen wir warum. Der Klang versetzt alle Körperzellen in Schwingung.

## Der rote Faden Staub

Durch Staub tritt Wolfgang Stöcker in Kontakt und Austausch. Staub ist sein roter Faden, an dem entlang er die Welt durchdenkt, kommentiert und erklärt, ob in Form von historischen Führungen durch Köln, Ausstellungen oder von Kunstaktionen in Kirchen oder Museen. Um ihre wertvollen Exponate zu schützen, kontrollieren Museen in ihren Räumen Temperatur, Feuchtigkeit und vieles anderes mehr. „Trotzdem bilden sich auch dort Zonen der Unkontrollierbarkeit, die letztendlich auch von der Zuwendung und dem Interesse der Besucher zeugen.“

*Für einen Wissenschaftler besteht Staub aus feinsten festen Teilchen, die in der Luft oder anderen Gasen aufgewirbelt länger schweben können. Es gibt Grobstaub und Feinstaub. Letzterer ist definiert durch eine Partikelgröße kleiner als zehn Mikrometer.*





Wolfgang Stöcker hat Staub aus berühmten Weinkellern in Frankreich und Südafrika, dem Opernhaus in Sydney, der Hamburger Elbphilharmonie und dem Petersdom in Rom, vom Grab Strawinskys in Venedig und der Liszt-Orgel in Denstedt gesammelt (Seite 58). Außerdem gießt er Staub in Schreine aus Wachs, stellt dabei Bezüge und Verbindungen her (Seite 59).

Wolfgang Stöcker gießt außerdem Staub in Schreine aus Wachs, stellt dabei Bezüge und Verbindungen her. Und mit sehr ästhetischen Fotos erweitert er den Blick vom Staub auf bröckelnde Fugen, Kratzer und Risse in Fußböden oder Treppenstufen. So entsteht eine Archäologie der Oberflächen.

Nicht selten dient ihm aber der Staub auch als Aufhänger für Spott und Satire. Alleine schon, weil er etwas vorgeblich Sinnloses mit einem Ordnungsapparat wie einem Archiv überzieht. Das lagert in seinem engen Arbeitszimmer, zuhause in dem kleinen Reihenhaus in Köln-Ehrenfeld, das er mit seiner Frau und den zwei Kindern bewohnt. Rund zwanzig Aktenordner mit insgesamt sechshundert Proben stehen neben und gegenüber von Holzregalen, in denen sich Bücher zu Geschichte und Kunst stapeln. Stöcker hat Staub aus berühmten Weinkellern in Frankreich oder Südafrika, der Elbphilharmonie und der Verbotenen Stadt in Peking, vom Grab Strawinskys in Venedig, der Liszt-Orgel in Denstedt, dem Bremer Rathauspeicher, aus Fidel Castros

Arbeitszimmer, dem Palast Haile Selassie in Addis Abeba, der Kalahari oder aus dem Petersdom, eingesammelt während der Papstmesse 2012. „Das hier ist die große, weite Welt in kleinen Tüten“, sagt er grinsend.

### Interessante Anekdoten

Vieles haben ihm Freunde, Bekannte oder Fremde zugeschickt. Oft gibt es dazu interessante Anekdoten, vom chinesischen Zoll zum Beispiel, der den Brief mit dem Staub aus der Verbotenen Stadt nicht durchgelassen hat. Der Sammler, ein Geschäftsreisender, hat ihn dann selber vorbeigebracht.

Nicht wenige Proben hat Wolfgang Stöcker schriftlich erbeten. Zu Beginn hat er sich noch Deutsches Staubarchiv genannt. „Es sollte gewichtig klingen, so wie Deutsche Bank, damit meine Anfragen möglichst seriös rüberkommen.“

Die zum Teil sehr ernsten, dann aber auch wieder humorigen Antworten heftet er mit ab. Erzählen sie doch von dem Selbstverständnis der Institutionen. „Kirchen

haben meistens keine Berührungängste, vermutlich weil Staub zu Staub sowieso ihr Thema ist.“ Anders politische Institutionen, vor allem hochrangige wie Schloss Bellevue oder der Bundestag. „Die befürchten wohl, es entsteht der Eindruck, sie würden nicht putzen.“

Bei allem Humor überwiegt aber die ernste Hinwendung. Gerade beim Rundgang durch Köln erklärt der Künstler und Historiker immer wieder seine Faszination für die ständige Veränderung. „Nachdem

*Es kann der Eindruck entstehen, es würde nicht genug geputzt.*

die Römer weg waren, haben die Kölner deren Marmorplatten zu Mörtel zermahlen, um daraus die Kirchen zu bauen.“ Und ein Kirchturm aus Tuffgestein, wie der von St. Kunibert am Rhein, ist für Wolfgang Stöcker nichts anderes als ein Felsen auf dem Weg zu Staub. So wie wir alle letztendlich auch. ◀



# Meine zweite große Liebe

Warum ich die Orgel für Frauen attraktiv machen möchte

ANN-HELENA SCHLÜTER

Mein Leben als Konzertorganistin in der Männer-Domäne Orgel ist nicht immer leicht, da es wenig weibliche Vorbilder gibt, dafür einen Pulk neidischer Organisten. Nun möchte ich so ein Vorbild werden und die Orgel für Frauen attraktiv machen.

Ich bin in einer schwedisch-deutschen Pianistenfamilie aufgewachsen und habe Konzertfach Klavier (Konzertexamen) und Orgel (gerade Master abgeschlossen) studiert, bald Konzertexamen Orgel – zwei sehr unterschiedliche Instrumente, die jedoch eine Einheit bilden, sich ergänzen und bereichern. Die Orgel mit ihrer Kraft und Größe fängt meine Energie anders auf als der Flügel, den ich zuerst liebe, da er meine Kindheitsliebe ist, der brillant, kompakt, spitz zulaufend ist, ein Muskelpaket von Klang.

Die Orgel dagegen wartet, ist beinahe feminin. So groß sie (von unten gesehen) oben auf der Empore wirkt, so zerbrechlich ist sie, wenn man oben bei ihr angekommen ist. Sie singt und bläst einem warm entgegen. Ihren Klang suche und finde ich ganz anders, denn ihre Farben muss ich durch Wissen erfahren und erlernt haben, um die Register „zu beherrschen“ und zu kennen: Orgelspiel ist Wissen.

Die Orgel ist meine zweite große Liebe, die größere vielleicht. Für mich als Pianistin war es spannendes Neuland, zu erfahren, wie eine Orgel aufgebaut ist, das Mischen und das Zusammenspiel – hier geht es um musikalische Erfahrung. Am Flügel, da ich diesen schon seit meinem dritten Lebensjahr kenne und spiele, hatte ich stets das Gefühl, ich kann den Klang instinktiv und aktiv führen und bestimmen, das Klavier biegt sich mir hier entgegen. Jedoch an der Orgel ist es klares (beinahe sachliches) Wissen, Kalkül im besten Sinne.

Als eine Pianistin, die 2018 begann, auch virtuose Orgel zu studieren, weil sie

Bachs Musik liebt: Das war für viele konservative Männer ein Schock, denn ich bin vom Typ ganz anders als viele Kirchenmusiker: extrovertiert, ehrgeizig, auffällig, emotional, gläubig, mit vielen Fans, Ideen und Leidenschaft für Orgel.

Auch die Technik in meinen pianistisch trainierten Händen braucht an der Orgel einen anderen Twist, eine gegensätzliche Herangehensweise: Am Klavier zählt vor allem, wie ich in die Taste hineingehe. An der Orgel ist wichtig, wie ich aus der Taste herausgehe. Das weiche Absprechen ist wichtig an der Orgel für Dynamik und Artikulation. Je größer die Orgel, desto zärtlicher muss frau sein.

Es gibt in der deutschen Kirchenmusik fast nur Männer, es gibt keine Domorganistin, keine Orgelprofessorin, kaum Dozentinnen, dafür viele Laienorganisten oder Semiprofessionelle, die ab und zu in einer Kirche Orgel spielen und gern über andere lästern, die viel begabter und irgendwie anders sind. Dazu gibt es eigens eingerichtete Foren und Gruppen.

Mir macht es Freude, Chopin und andere virtuose Stücke auf die Orgel zu übertragen. Ich orientiere mich nicht an einer bestimmten festgelegten Strömung wie die, die nur eine Art Spiel oder eine Art Orgel akzeptieren. Dass ich meine Technik am Klavier an der Orgel einsetzen kann, freut mich; das Pedal musste ich neu lernen; hier einen guten, klugen Lehrer zu finden, war nicht leicht. Und das Zusammenspiel, die Koordination – den Raum der Kirche als Resonanzkörper der Orgel empfinden, die Wichtigkeit der Artikulation begreifen.

Jede Orgel ist eine Lehrmeisterin. Sie hat mir geholfen, Raum, Register, Aufbau,

Klang und Artikulation schnell umsetzen zu können, direkt vor Ort, auch an fremden Instrumenten.

An der Orgel geht es nicht in erster Linie um Beeindrucken, sondern um Berühren: um Fühlen des Raumes, der Resonanz, der Pfeifen, bis unter die Decke, bis hinter zum Altar. Die Kraft der Orgel, gleichzeitig ihre Zartheit – diese Kombination inspiriert mich, auch für meine eigenen Kompositionen.

In vielen berühmten Kirchen war noch nie eine Organistin angestellt, noch nie eine Frau Kantorin, so in Leipzig, Hamburg, München. Auch in Stuttgart, Würzburg und Frankfurt am Main gibt es in der Abteilung Kirchenmusik nur männliche Professoren, und das schon seit Jahrzehnten. Viele Kantoren und Domorganisten tauschen mit ihren Kollegen Konzerte aus, sind per Du, während Organistinnen nicht in die Lobby hineindürfen, sogar nur in Extrareihen spielen dürfen.

Die meisten Orgel-CDs sind von Männern eingespielt. Die Szene trifft sich teilweise in Männerforen, in denen Spott und Beleidigungen vorherrschen. Man könnte denken, es wird sich gefreut, dass endlich Frauen die Szene betreten, Videos, CDs machen, Konzerte, tolle Abschlussnoten. Doch der Neid und der Atheismus in der Szene sind groß. Die Kirche sollte sich mit dem Sexismus in der Orgelszene auseinandersetzen. Sie hat nichts zu verlieren, nur zu gewinnen. ▽



Foto: privat

Je größer die Orgel, desto zärtlicher muss frau sein.

Ann-Helena Schlüter, geboren in Nürnberg, ist eine deutsch-schwedische Pianistin, Organistin, Komponistin und Musikwissenschaftlerin. Außerdem ist sie als Lyrikerin und Autorin aktiv.

## Höchste Zeit

Klangvolles vom RIAS Kammerchor



RIAS Kammerchor, Capella de la Torre: **Praetorius & Italy.** SONY/deutsche harmonia mundi, 2021.

Es ist schön, wenn man sich bei einem Ensemble sicher sein kann, dass bei einer neuen CD die Frage der klanglichen Qualität vorab beantwortet ist, und man sich ganz darauf konzentrieren kann, womit Herz und Sinne dieses Mal erkiest werden. Passend zum Jubiläumsjahr des großen Komponisten der Reformation ist es Michael Praetorius (1571–1621) – und: Italy. Die Rückseite der CD verrät: Die Aufnahme begleitet ihn (Michael Praetorius) auf eine fiktive Reise zu seinen italienischen Zeitgenossen und präsentiert Verbindendes und Gegensätzliches gleichermaßen.

So weit – und so richtig gut und in bravouröser Strahlkraft ist alles musiziert, was auf diese CD gebannt ist: klangschön und sprachintensiv der RIAS Kammerchor, der unter Florian Helgath immer wieder in eine einladende, warm klingende Entspannung fällt, die zu berühren weiß. Nicht minder sattfam schön, mit rhythmischer Impulsivität, Raffinesse und musikantischer Spielfreude die Capella de la Torre mit Katharina Bäumel, die mit pointierter Diktion einmal mehr unter Beweis stellt, dass das Ensemble zu den Besten der jüngeren Generation der Barockensembles zählt.

Aber Michael Praetorius wirkt bei aller blendenden Schönheit etwas wie ein Feigenblatt, um den Italien-Traum des im thüringischen Creuzburg geborenen und schließlich seine erfüllte Lebenszeit in Wolfenbüttel verbringenden Komponisten mit Werken von Monteverdi, Banchieri, Viadana et cetera zu simulieren. Das ist eine interessante musikwissenschaftliche Fiktion – aber die selten zu hörende Meisterschaft Praetorius', bis in die 10-, 12- oder 16-Stimmigkeit hinein zu agieren, womit der Chor verdienstvoll hätte Leerstellen schließen können, wurde wenig berücksichtigt. Schade. Wie spannend wäre es gewesen, der Chor hätte Praetorius als

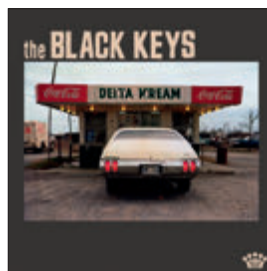
Wegbereiter der konzertanten deutschsprachigen Motette ernst genommen und wäre dem Wort-Ton-Modellierer auf diesem Weg in seiner Entwicklung gefolgt. Neben dem exemplarisch vorgestellten Erasmus-Albers-Schlager der Zeit in den Varianten „Christ, der du bist der helle Tag“ und „Christe, der du bist Tag und Licht“ hätten wesentliche, vielfach variiert bearbeitete Werke über „Nun bitten wir den Heiligen Geist“ oder „Nun lob, mein Seel, den Herren“ ein runderes Bild abgegeben. So verlegt die CD ihren Schwerpunkt ganz auf das musikalische Wechselspiel zwischen deutscher und italienischer Manier. Das chorische Primat der Textpräsentation, die den Komponisten Praetorius wesentlich ausmacht, ist zweitrangig.

Im Kontrast zur Musik wirkt das aufschlussreiche Booklet seltsam beziehungslos gestaltet. Und ist es nicht höchste Zeit, dass endlich auch marktbeherrschende Label wie SONY und die ROC gGmbH umweltschonend auf Vollplastik verzichten, wie es viele kleine lange schon tun? Es wäre ein Zeichen und würde den Erwerb der CD erleichtern. Hören Sie mit Genuss – der gelingt auch in alternativer Form.

KLAUS-MARTIN BRESGOTT

## Alte Sünden

The Black Keys: Delta Kream



The Black Keys: **Delta Kream.** Nonesuch/Warner 2021.

Das Wiegen in den Hüften ist unvermeidlich. Füße ausstellen und dann wirklich Tanz kommen bei den forcierten *Coal Black Mattie* oder *Mellow Peaches* rasch hinzu. Der Körper erinnert sich: den Blues nicht unbedingt haben, aber spüren – als Weite, Ausgreifen, fluide Melancholie, verdichtet zu Stimmung, Flow.

*Delta Kream* serviert lupenrein elf Mississippi-Hill-Country-Blues-Standards, darunter sieben von den Legenden Robert Lee Burnside und Junior Kimbrough, den das

Bluesrock-Duo The Black Keys besonders schätzt. Dan Auerbach (git, voc) und Patrick Carney (dr) aus Akron, Ohio, widmeten ihm bereits ein ganzes Album.

Dies ist ihr Zehntes, mit Eric Deaton (b), Kenny Brown (git) und Ray Jacildo (organ) an zwei Tagen nahezu live aufgenommen. Traumwandlerisches Zusammenspiel, magische Intensität, hypnotisch dichter Sound, im Kern rau und doch elegant, tanzbar. Stoff für die *Juke Joints* genannten Hill-Country-Kneipen. Der Körper erinnert Übereinstimmen im Flow und ein Freund Jugendsünden wie bekifftes Autofahren, dazu bretterlaut vom Kassettenrekorder aus den selbst montierten Bassreflexboxen ZZ Top, deren Texas-Blues-basierter Southern Rock von den Black Keys aber Meilen entfernt liegt. Bis der Freund so weit kam, hatte er indes erst jenen Jugendleiter aus den Knochen zu schütteln, der, obwohl nach 1945 geboren, in allem Schwarzen und im Blues besonders solid rassistisch den Teufel lauern sah. Eben allzu leibhaftig. An die legendäre Seelenkreuzung eines Robert Johnson, wo Entscheidendes gegen Inspiration und Stil zu tauschen war, konnte er sich erst nach der Begegnung mit Kierkegaard trauen. Denn der hatte die Folgerung des Apostels Paulus, wonach, was nicht aus dem Glauben gehe, Sünde sei (Römer 14, 23), logisch umgekehrt. Woraufhin mehr ging. Der Körper erinnert sich. Die Black Keys bieten dazu mit *Burnsides Going Down South* oder *Poor Boy A Long Way From Home* eine Liturgie, die im hügeligen Nord-Mississippi ebenso trägt wie im Sauerland oder auf jener Gefällestrecke zwischen Engelssturz, Golgatha, Wittenberg, Schleswig und dem „Institut für wissenschaftlichen Atheismus“ in Berlin, damals noch Hauptstadt der DDR, wo Stefan Heyms Roman *Ahasver* dessen Wanderschaft und die seines Kumpels Luc in einem ominösen Hauswandloch heiter kulminieren ließ.

Der Körper erinnert sich und erkennt den literarischen Double zum Hill Country Blues von *Delta Kream* darin. Denn Ahasver wandert weiter und trifft Luc auf diesem Album nach langem wieder mal. Bewegung, die in sich ruht. Das Richtige ist mitunter verkehrt. Blues weiß darum. Er verbindet – wie alte Sünden. Und die Erlösung? Die muss warten, nicht jetzt. Wer ihm seit Hendrix oder Canned Heat nicht mehr gewogen war, kann mit diesem Tribut an ihn eine schöne Bekehrung erleben.

UDO FEIST

## Aufbruch

Zum Hören: alles über den Esel



Jutta Person:  
**Esel.**  
Der Audio  
Verlag, Berlin  
2020. Drei CDs.

Zweifelsohne wird in diesem Hörbuch-Porträt der Kulturwissenschaftlerin Jutta Person dem Esel gründlich nachgegangen, von den Ohren bis zu den Hufen, den echten und erdichteten Eigenschaften, seiner Bedeutung vom Lastenträger bis zum geschundenen Arbeitstier, dem potenten Sexsymbol bis zum dumpfen Verweigerer. So vielseitig und ambivalent ist seine Rolle, dass er seit Jahrtausenden eine stets neue besetzt.

Im goldenen Esel des Apuleius, einem der ältesten Schelmenromane der antiken Literatur, geht es um Verwandlung und Liebe, wie auch später in William Shakespeares *Sommernachtstraum*.

In Grimms Märchen *Tischlein deck dich*, *Esel streck dich* und *Knüppel aus dem Sack* wird der Esel zum gutmütigen *Bricklebrit*, der mit Gold zum Glück verhilft, während Friedrich Nietzsche ihn in *Also sprach Zarathustra* als stromlinienförmigen Mitläufer verewigt, der zu allem Ja sagt.

Bei den Bremer Stadtmusikanten ist er nicht stur, sondern mutig und empfiehlt den Aufbruch: „Etwas Besseres als den Tod finden wir allemal.“

Die Weihnachtsgeschichte wäre undenkbar ohne den Esel, da trägt er die Heilige Familie, heute oft nur noch Touristen. Er zieht Eselskarren und ist duldsam, die nutzfreie Liebe ist eine späte, endlich darf er sich bei uns auf Eselsfarmen ausruhen und einfach Esel sein.

Doch den Hörerinnen und Hörern wird nicht nur der Esel in der Literatur und Philosophie vorgestellt, auch dessen Evolution, seine Rolle in den Kulturen aller Kontinente. Der Schauspieler Frank Arnold liest das Porträt aller Grauen mit warmer Stimme und scheut sich nicht, deren Iaaah bisweilen herzlich ertönen zu lassen.

ANGELIKA HORNIG

## Radikal

Vom Ende des Gemeinwohls



Michael J.  
Sandel:  
**Vom Ende des  
Gemeinwohls.**  
S. Fischer  
Verlag,  
Frankfurt/Main,  
München 2020,  
448 Seiten,  
Euro 25,-.

Vom Tellerwäscher zum Millionär. Als verheißungsvoller Traum geistert dieses Motiv, es durch die eigene Anstrengung zu etwas zu bringen, durch Werke der Pop- und Hochkultur. Als moralischer Leistungsimperativ – leiste, übe, arbeite – bestimmt er unsere kollektive Auffassung von Leistung. Und als meritokratische Überzeugung, individuell für das eigene Schicksal verantwortlich zu sein, prägt die Vorstellung einer notwendigen Leistung-Verdienst-Folge, so Michael Sandels Ausgangsvermutung in *Vom Ende des Gemeinwohls*, unsere gesamte gegenwärtige Leistungsgesellschaft.

Der amerikanische Moralphilosoph Michael Sandel geht in seinem Werk zentral der Frage nach, wie solch meritokratische Überzeugungen die Gesellschaft formen und welche Folgen sie haben. Dabei zeigt er erstens auf, wie sie individuellen Überheblichkeits- und Verzweiflungsmentalitäten den Weg bereiten: Denn wer sich seinen Erfolg selbst zuschreiben will, muss umgekehrt auch seinen Misserfolg allein verantworten.

Zweitens prägen meritokratische Denkmuster gesellschaftliche Vorstellungen sozialer Gerechtigkeit: Denn wo jede ihres eigenen Glückes Schmied ist, hat diejenige, die aufgrund ihres Bildungsstandes, finanziellen Einkommens oder politischer Macht an der Spitze der Gesellschaft steht, ihren Status ebenso „verdient“ wie diejenige, die an deren Rand steht. Entsprechend sei es nur gerecht, jede ihrem selbstgewählten Schicksal zu überlassen und auf gesellschaftliche

Kompensationen oder Förderungen zu verzichten. Gemeinsam bildet beides einen Teufelskreis, so Sandel, in dem die Meritokratie ihre Tyrannei entfaltet: Individuelle Überheblichkeits- und Verzweiflungsmentalitäten untergraben den Sinn für das Gemeinwohl, befördern Ausschlüsse aus der Solidargemeinschaft und vertiefen dadurch gesellschaftliche Spannungen zwischen „Gewinnern“ und „Verlierern“ – diese gesellschaftlichen Entwicklungen speisen umgekehrt individuelle Überheblichkeit und Verzweiflung.

Anschließend erörtert Sandel, was dieser meritokratischen Negativdynamik entgegenzusetzen wäre. In tugendethischem Gestus schlägt er vor, gesellschaftlich ein neues Gefühl für die „Zufälligkeiten des Lebens“ zu etablieren. Erfolg ist eben nicht allein von der Leistung des Einzelnen abhängig – keine Person kann etwas dafür, in welches Umfeld sie mit welchen Fähigkeiten geboren wird. Diese Einsicht bereitet den Boden für Demut und Solidarität und eröffnet einen neuen Blick auf das Gemeinwohl. Zur Förderung dieses Gefühls schlägt Sandel konkrete politische Reformen im Bildungs-, Finanz- und Arbeitswesen vor, die von der Etablierung eines akademischen Losverfahrens über die Besteuerung von Erbschaften und Finanztransfers bis zu einer Erneuerung der Würde der Arbeit reichen.

Sandels Buch zum Ende des Gemeinwohls ist mit seinen vielen, anschaulichen Beispielen sehr zugänglich und eröffnet eine relevante Perspektive auf die Schattenseiten der Leistungsgesellschaft. Wenn er gegen die tyrannischen Folgen der Meritokratie einen grundprotestantischen Gedanken ins Feld führt – dass wir unser eigenes Schicksal nicht selbst in der Hand haben –, wirkt dies zwar nicht neu, aber bleibend radikal. Nicht zuletzt legt dies der Blick zurück auf die paradigmatisch anti-meritokratischen Thesen gegen Verdienste Luthers und deren weitreichende reformatorische Folgen nahe. Ob Sandel das Transformationspotenzial seines sozusagen säkulargewendeten Gnadengedankens in vergleichbarer Form entfalten und gegen den Widerstand der meritokratischen Tradition ins Feld führen kann – und ob seine konkreten Reformvorschläge die Radikalität seines Impulses transportieren können –, das bleibt fraglich.

MAX TRETTNER

## Praxis

### Bestattung im Wandel



Lutz Friedrichs:  
**Bestatten.**  
Vandenhoeck  
& Ruprecht,  
Göttingen 2020,  
150 Seiten,  
Euro 18,-.

Gesellschaftlicher Wandel und Transformationen im Bereich der Bestattungskultur erzeugen zunehmend Reflexionsbedarf. Bestattende haben es mit Trauernden zu tun, denen kirchliche Traditionen zunehmend fremd sind, mit unterschiedlichen Milieus und Kirchenbildern sowie Musikgeschmäckern. Wie kann ein professionelles pastorales Handeln gelingen, welches die bestehenden Komplexitäten nicht erfolglos versucht aufzulösen, sondern in einen produktiven Umgang mit ihnen gelangt?

Lutz Friedrichs, Direktor des Evangelischen Studienseminars in Hofgeismar, legt eine Praxishilfe vor, in deren Zentrum eine Filmfigur steht: Mr. May. Dieser kümmert sich im Film „Mr. May und das Flüstern der Ewigkeit“ mit liebevollem Blick für Lebensgeschichten als *funeral officer* um Bestattungen. Das Bild eines „zarten Amtsbestatters“, der sich von den Bedürfnissen der Menschen leiten lässt, ist es, in dem der Autor eine Haltung entdeckt, die den Umgang mit den Anforderungen der Bestattungspraxis ermögliche. Dass die zentrale These des Bandes in Gestalt einer Filmfigur erscheint, erweist sich insofern als sachdienlich, als dass gerade das Ästhetische es ermöglicht, Komplexität in den Blick zu nehmen, ohne sie diskursiv aufzulösen.

Bestatten wird vom Autor als spezifische Form der Kommunikation des Evangeliums verstanden, und diese Perspektive soll auf ihre pastoraltheologischen Pointen hin befragt werden. Der Rekurs auf den Kommunikationsbegriff ermöglicht es, Bestatten nicht isoliert auf den

Bestattungsakt hin zu begreifen, sondern im Sinne eines partizipativen und vernetzten Prozesses.

So hält Friedrichs beispielweise die Professionalisierung des Bestatterberufes im Rahmen dieser Vernetzung für bedeutsam, insofern ihr beratendes Dienstleistungsverständnis auch die Erwartungen an das kirchliche Trauergespräch präfiguriert.

Hilfreich erweist sich, dass der Autor die Bestattungspraxis eingebettet in Spannungsfelder beschreibt. So changiere zum Beispiel die Frage nach der Bestattung Konfessionsloser zwischen den Polen Kirchenrecht und Seelsorge. Handlungsspielräume entstehen, wo solche und andere Spannungen nicht einseitig aufgelöst, sondern wahrgenommen und ausgehalten werden.

Die wesentliche pastorale Rolle bestehe im Sinne eines Netzwerkers und das Bestatten wird so als spezifische Leitungsaufgabe begriffen. Ausgehend von der Filmfigur Mr. May gehe es darum, sich offen für die Geschichten der Menschen zu halten. In diesem Sinne seien wesentliche Elemente der Bestattungspraxis die Fürsorge (für die Toten), Netzwerkarbeit (unter den Hinterbliebenen) und Interesse an den Menschen.

Konkret werden die Praxisimpulse des Bandes durch die Präsentation einer Reihe von Best-practice-Beispielen wie etwa einer berührenden Liturgie anlässlich des Todes eines Kindes oder einer Heiligabendliturgie für Trauernde in einer Kasseler Friedhofskapelle. Den Auswirkungen der Pandemie auf das Bestatten wird behutsam tastend nachgegangen und kollektive Erfahrung der Verwundbarkeit dabei im Sinne eines Türspalts für das Religiöse aufgefasst.

Mutig ist an dem Buch vor allem, dass Friedrichs es inmitten all der Komplexitätsbeschreibungen dennoch wagt, goldene Regeln zu formulieren für diejenigen, die eine Mr. oder Mrs. May werden wollen. Erstens: *Erinnere dich an etwas, das dich selbst getröstet hat (...)* Oder viertens: *Wenn du die Lieblingsmusik der Verstorbenen nicht kennst, höre sie dir gemeinsam mit den Hinterbliebenen an.*

Vielmehr als eine To-do-Liste stellen diese Regeln eine Art Dekalog der inneren Haltung dar. Es geht um eine Hilfestellung zur individuellen Handlungsreflexion. Die Rezensentin erlaubt sich, eine elfte Regel hinzuzufügen: *Lies dann und wann aufmerksam in dem Buch von Lutz Friedrichs.*

KATHARINA SCHOLL

## In a god shape

### Welkers Anthropologie des Geistes



Michael Welker:  
**Zum Bild Gottes.**  
Evangelische  
Verlagsanstalt,  
Leipzig 2021,  
120 Seiten,  
Euro 25,-.

Ich mag diesen Stil: eine Melange aus bildungssatter Souveränität und jugendlicher Rauflust. Michael Welker schreibt kein EKD-Deutsch. Er markiert deutlich, was ihm nicht gefällt. Auch Autoren, mit denen er durchaus freundschaftlichen Umgang pflegt, kommen gelegentlich in den Schwitzkasten. Und alle Anhänger der Naturrechtslehre schickt er in Quarantäne und ins Homeoffice.

Ich mag auch die großen Linien seines Ansatzes, die in diesen Gifford Lectures – eine kleine Summe des Denkweges – deutlich werden. Seit Jahrzehnten kämpft Welker gegen die Engführung theologischer Theorieformate, die sich auf duale oder binäre Denkfiguren kaprizieren. Seine Ausfälle gegen dialogische Konzepte sind Legion. Derrida klagte gegen den phänomenologischen Dialogismus von Levinas bekanntlich die Figur des Dritten ein, seitdem hat sich auch in der Philosophie der Fokus geweitet, innerhalb der Theologie gibt es dagegen eine immer noch erstaunliche Beharrungstendenz, da die Widerfahrnis-Hermeneuten nach wie vor die zweite Person Singular hochhalten: Begegnung mit dem Du. Welker dagegen spricht mit Vorliebe vom multimodalen Geist und von einer Polyphonie der Freude.

Abstinenter verhält sich Welker auch gegenüber christozentrischen Engführungen mit allen bekannten soteriologischen Folgeproblemen, davor haben ihn fraglos auch die interdisziplinären und interkulturellen Gesprächsdiskurse bewahrt. Zudem legen die Gifford Lectures den Auserwählten Fesseln an, weil der

### Luther und der Mythos

Thomas Kaufmann: „Hier stehe ich.“ Luther in Worms. Anton Hiersemann Verlag, Stuttgart 2021, 174 Seiten, Euro 28,-.

„Hier stehe ich, ich kann nicht anders – Gott helfe mir, Amen!“ Den folgen- reichsten Luthermythos nimmt Thomas Kaufmann, Professor für Kirchengeschichte an der Universität Göttingen, auseinander und analysiert „Ereignis, mediale Inszenierung und Mythos“. In diesem in der Reihe Zeitspiegel erschienenen Essay, in der historische Schlüsselmomente auf ihre Bedeutung für das 21. Jahrhundert befragt werden, beschreibt der renommierte Reformationshistoriker die Vorgeschichte von Luthers Verhör, das Ereignis des 17. und 18. Aprils, die Verbreitung des „Worms-Mythos“ und wirft Schlaglichter auf die Rezeption im 17. und 18. Jahrhundert. Das alles mit verblüffend neuen Ein- sichten und wie immer meisterhaft erzählt.

### Afrika

Eberhard Martin Pausch (Hg.): Kontinent der Zukunft. Friede für Afrika – nachhaltig und gerecht. Transcript Verlag, Bielefeld 2021, 152 Seiten, Euro 25,-.

Wie ist es möglich, zu einem gerechten und nachhaltigen Frieden für den Konti- nent Afrika zu kommen? Und was können die evangelischen Kirchen dazu beitragen? Schließlich findet noch immer mehr als die Hälfte aller Konflikte auf dem afrikanischen Kontinent statt. Diesen Fragen nähern sich die Texte in diesem von Eberhard Martin Pausch herausgegebenen Sammel- band. Acht Aufsätze von Expertinnen und Experten sowie zwei dokumentierte Sy- nodenbeschlüsse liefern friedenspolitische Anregungen. Sehr diskussionswürdig.

### Erkrankte Welt

Lothar Müller: Adrien Proust und sein Sohn Marcel. Wagenbach Ver- lag, Berlin 2021, 192 Seiten, Euro 20,-.

Er war Arzt und Seuchenbekämpfer: Adrien Proust, Vater des französischen Schriftstellers Marcel Proust. „Sein Labo- ratorium der Seuchenprävention ist die internationale Gesundheitspolitik. Seine Medizin ist Wissenschaft im Dienst des Fortschritts“, schreibt der Journalist und Literaturwissenschaftler Lothar Müller. Was Literatur und Medizin im späten 19. Jahrhundert verband, schlüsselt Müller auf. Er zeichnet das Bild der Belle Époque, die sich den Zeitgenossen als erkrankte Welt darbot.

Diskurs im Sperrgebiet der natürlichen Theologie angesiedelt bleiben soll, der auf außerordentliche Offenbarungen Verzicht leistet. Und Welker ist ein Entfesselungs- künstler von Format, wenn er von einer Anthropologie des Geistes spricht. Die nicht kleine Aufgabe besteht darin, „of- fenbarungstheologische Aussagen“ (etwa: Gott ist Geist) in für jeden nachvollzieh- bare „natürlich-theologische Aussagen“ zu übersetzen. Dabei wird auch der junge Hegel zum Assistenten mit Tenure-Track. Erfahrbar wird der „multimodale göttliche und menschliche Geist“ in inspirier- ten Praktiken für Gerechtigkeit, Freiheit, Wahrheit und Frieden. Das soll eine re- alistische Theologie, für die Welker seit langem wirbt, leisten. Diese Kräfte sind als *good vibrations* Gegenkräfte gegen bad vibrations, die in der ambivalenten Le- bensewirklichkeit durchaus anzutreffen sind und die Rede, Menschen seien Eben- bilder Gottes, fragwürdig machen. Über die innere Logizität des Kraftbegriffs hätte ich gerne mehr erfahren.

Viel früher als viele seiner Kolleginnen und Kollegen in seiner Alterskohorte hat Welker auch den Leib im Theorieformat seiner Theologie in den Blick genommen. Der *body turn* und der *emotional turn* waren ihm nie fremd. Einig bin ich mit Welker auch in Fragen der Selbstbegrenzung und Selbstzurücknahme als ethisches Pro- gramm, dass man deshalb heiße Empfin- dungen mit einem Malus versehen muss, leuchtet mir nicht ganz ein. Gehört nicht auch Hitze zu den Temperaturen des Eros? Andernfalls wird der Liebesbegriff auf die Dualität von *Philia* und *Agape* enggeführt. Dualität! Auch diese Dua- lität kann Welker in seinem engagierten Diskurs nicht wollen, bitteschön.

KLAAS HUIZING

### Ambivalent

Neue Biografie über Gerstenmaier



Karl Brauer: **Für die Freiheit und Unabhängigkeit der Kirche.** Vandenhoeck & Ruprecht. Göttingen 2020, 540 Seiten, Euro 100,-.

Eugen Gerstenmaier (1906–1986) ist den meisten als CDU-Politiker und langjähriger Bundestagspräsident in Bonn in Erinnerung. Das Anliegen der Disserta- tion Karl Brauers, die Gerstenmaiers Bio- grafie bis zum Ende des „Dritten Reichs“ untersucht, ist es, den habilitierten Theolo- gen, kirchlichen Mitarbeiter und schließlich christlichen Widerständler im Kontext des Kreisauer Kreises in Erinnerung zu rufen.

Herkunft aus dem schwäbischen Pietis- mus, Theologiestudium mit entschei- dender Prägung durch Friedrich Brunstäd in Rostock, theologische Dissertation (1935) und Habilitation (1937), Mitarbeiter bei Theodor Heckel, Ludwig Müllers „Aus- landsbischof“ im Kirchlichen Außenamt der DEK, 1939 kriegsdienstverpflichtet im Auswärtigen Amt (AA), seit Sommer 1942 subversive Verbindungen zum Kreisauer Kreis, Gestapo-Haft nach dem 20. Juli 1944 und durch Freislers Volksgerichtshof im Januar 1945 zu sieben Jahren Zucht- haus verurteilt. Das sind die wesentlichen

## Bestellservice für Bücher

Sie haben die Möglichkeit, alle Bücher zu bestellen, die in unserem Heft vorgestellt werden (in Rezensionen, Buchtipps und Anzeigen).

Montag bis Donnerstag  
8–16.30 Uhr

Freitag  
8–14.30 Uhr

Servicetelefon  
0521/9440-145

## zeitzeichen

Evangelische Kommentare zu Religion und Gesellschaft



Stationen dieser biografischen Rekonstruktion bis Kriegsende, und sie liest sich auf den ersten Blick recht schlüssig und folgerichtig: christlich motivierter Widerstand gegen Hitler aus dem Geist des schwäbischen Pietismus.

Aber diese faktisch doch sehr ambivalente Biografie eines bekennenden Lutheraners im „Dritten Reich“ erscheint am Ende allzu glatt gebürstet und zu zielstrebig ausgerichtet auf die tatsächlich erst spät einsetzende Teilnahme des Protagonisten am Widerstand. Kurz: Sie ist über Gebühr einseitig, eine veritable Wohlfühlbiografie, die der dargestellte Protagonist kaum besser über sich selbst hätte schreiben können. Da fehlt es an Distanz, an Multiperspektivität, auch an Quellenkritik; hingegen findet sich überreichlich Verständnis für angebliche „Zwänge“ und für Anpassungen an das NS-Regime. Das wirkt häufig exkulpatorisch.

Alles, was aus der postnationalsozialistischen Zeit als biografisch günstig erscheinen mag, wird stets sehr breit ausgeführt, Widersprüchliches und Problematisches wird indessen abgekürzt oder fällt völlig unter den Tisch. Man fragt sich schließlich auch, inwieweit ein Theologe wie Gerstenmaier, der 1936 in einem Brief von „barthianischer Verseuchung“ in der Bekennenden Kirche spricht, überhaupt zur Kirchenopposition zu zählen ist. Ein zweiter, bisher verkannter schwäbischer Bonhoeffer ist hier nicht zu entdecken. Da war doch sehr viel mehr Ambivalenz, Lavieren und Kollaboration im Spiel bei diesem jungen Theologen, der im Kirchlichen Außenamt der offiziellen, regimenehnen DEK mitwirkte und später im Dienst des Auswärtigen Amtes manch fragwürdige politische „Mission“ im Ausland ausführte.

Die Einseitigkeit der Darstellung spiegelt sich in einer entsprechenden Auswahl von „Dokumenten“ im Dokumentenanhang. Die unverkennbar hohe Sympathie und über weite Strecken völlige Identifikation des Biografen mit seinem Protagonisten hat offenbar dazu beigetragen, dass er – ungeachtet seiner beachtlichen Forschungsleistung – in die hagiografische Falle getappt ist.

Überdies stellt sich die Frage, inwieweit nach der 500-Seiten-Biografie über Gerstenmaier von Daniela Gniss aus dem Jahr 2005 nach relativ kurzer Zeit eine weitere umfangreiche Biografie überhaupt notwendig war.

MANFRED GAILUS

## Frischer Wind

Auslegung Johannes-Apokalypse



Wilfried Kühling:  
„... denn das Erste ist vergangen.“  
Tredition,  
Hamburg 2020,  
176 Seiten,  
Euro 16,-.

Inmitten des immer bedrohlicheren Klimawandels und der Corona-Pandemie legt ein Naturwissenschaftler eine aktuelle, die Zeichen der Zeit reflektierende Auslegung der Johannes-Offenbarung vor: Das muss neugierig machen. Wilfried Kühling war Professor für Raum- und Umweltplanung an der Universität Wittenberg und bis Herbst 2019 Vorsitzender im Wissenschaftlichen Beirat des Bundes für Umwelt- und Naturschutz Deutschland (BUND). Theologe war er nie, aber er war und ist protestantischer Christ. So steht er in der besten Tradition des „allgemeinen Priestertums“, wonach auch „Laien“ in Glaubensdingen mitzudenken und mitzureden haben.

Der Mut Kühlings, solch ein Buch zu veröffentlichen, bringt frischen Wind in die Auslegungsgeschichte des letzten Buches der Bibel – fernab einer Begrenzung durch die „historisch-kritische Methode“. Faktisch steht seine Studie in der Tradition des katholischen Physikers Bernhard Philberth, dessen internationaler Bestseller *Christliche Prophetie und Nuklearenergie* (1961) einst die Tatbestände der Atomkernforschung und modernen Kriegstechnologie den Prophezeiungen der Johannesoffenbarung Punkt für Punkt gegenübergestellt hatte. Kühling scheint aber jenes Buch ebenso wenig zu kennen wie das des katholischen Theologen Gregor Taxacher *Apokalypse ist jetzt* (2012).

Als Christ und Wissenschaftler sieht er sich zur Deutung unserer Zeit herausgefordert. Herausgekommen ist ein nachdenkliches, in seiner Mixtur originelles Buch, das mit seinen ebenso nüchternen wie besinnlichen, zum Teil ungewohnten Gedankengängen die Aufmerksamkeit reflektierter,

## Hinter der Brücke

Cornelia Funke: *Die Brücke hinter den Sternen*. Dressler Verlag, Hamburg 2021, 32 Seiten, Euro 15,-.

Tod, Verlust und Trauer – diese Themen sind Kindern nur schwer zu vermitteln. Die Kinderbuchautorin Cornelia Funke legt mit diesem Buch eine Geschichte vor, die sie selbst illustriert hat, und in der der kleine Engel Barnabel die Brücke überqueren möchte. Das Sterben und seine Begleiter sind in dieser zu Herzen gehenden Erzählung mit großformatigen Ölbildern gezeichnet, die Trost und Zuversicht spenden. Für Kinder ab fünf Jahren, aber auch für Erwachsene.

## Aktuelle Botschaft

Walter Klaiber: *Die Botschaft des Neuen Testaments*. Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2021, 358 Seiten, Euro 32,-.

Eine Theologie des Neuen Testaments legt der ehemalige methodistische Bischof Walter Klaiber vor. Als Exeget weiß Klaiber um die Vielfalt der neutestamentlichen Stimmen, ist aber davon „überzeugt, dass sie trotz Divergenzen und gewisser Dissonanzen zusammengehören und miteinander harmonieren“. Nach den Kapiteln „Erbe Israel“ und „Jesus von Nazareth“ entfaltet er im zweiten Teil gekonnt und konzentriert die Theologie aller 27 Schriften. Der dritte Teil ist – christologisch ausgerichtet – mehr systematisch-theologischer Natur, unter anderem mit einem Exkurs zu Fragen wie Ehescheidung, Frauen in der Verkündigung und Homosexualität. Speziell in diesen Fragen zeigt sich Klaibers biblische und seelsorgerliche Kompetenz.

## Recht auf Demenz

Thomas Klie: *Recht auf Demenz*. Hirzel Verlag, Stuttgart 2021, 176 Seiten, Euro 18,-.

In der öffentlichen Wahrnehmung wie in privaten Gesprächen taucht beim Thema Demenz ausschließlich eine Defizit-Zuschreibung auf: demenzkrank. Thomas Klie, Freiburger Gerontologe und Rechtswissenschaftler, tritt dagegen für die Anerkennung von Menschen mit demenzieller Veränderung ein: Sie hätten ein Recht, in ihrer Welt zu sein, sie hätten geradezu ein „Recht auf Demenz“. Anhand grundsätzlicher Überlegungen und mithilfe von Geschichten Betroffener leistet er mit seinem Plädoyer einen wichtigen Beitrag: zu einem Leben, in dem Demente wie Nicht-Demente in Würde leben und älter werden können.

auch ganz säkular orientierter Zeitgenossen verdient. Nicht um eine vollständige, sondern um eine exemplarische Auslegung der Johannes-Apokalypse geht es Kühling. Bezeichnend ist sein im Vorwort offengelegter Ausblick auf „eine zukünftig neue und verwandelte Welt, die erst entstehen kann, wenn das in uns wirksame Unrecht (oder Böse) als Kraft und Ursache des unangepassten Verhaltens der Menschen überwunden, ja beseitigt ist. Kann also eine ‚bessere‘ Welt ohne eine göttliche Befreiung aus menschlicher Verstrickung mit dieser Kraft nicht gelingen?“ Mit 1. Johannes 5,19 wird unterstrichen, dass „die Welt im Argen liegt“.

Anstößig mag auf die unbefangene Leserschaft wirken, wie ernst der naturwissenschaftlich Gebildete wiederholt und ohne Scheu den in der Offenbarung begegnenden Teufel als den „Versucher“ nimmt. Ihn treibt die Frage um, ob das Böse – auch in Gestalt böser Strukturen – in unserer modernen Welt mitsamt den rasant steigenden Bedrohungen des Lebens sich nicht tatsächlich am ehesten durch die Annahme einer finsternen Intelligenz erklären lassen könnte.

Auf dem Hintergrund moderner Physik, die um das Zusammenwirken der Komponenten Materie, Energie und Information weiß, überlegt er, welche geistigen „Kräfte“ hinter den entropischen, zerstörerischen Prozessen der Unordnung“ stecken könnten. Dabei wird hier nichts „mythologisiert“, sondern umgekehrt wird der moderne Mythos einer rein rational erklärbaren Wirklichkeit kritisch hinterfragt: „Es gibt eine Wahrheit, die tiefer reicht als die Wahrheit der Wissenschaft, auf der unser industrie- und technikgeprägtes Zeitalter (Anthropozän) beruht“. Nur bei entsprechendem Tiefenblick könne Wachsamkeit vor den Kräften des Bösen entstehen. In der Theologie selbst sei das Thema des Bösen ja schwer zu fassen und nicht abschließend geklärt.

Auf der Basis einer über vier Jahrzehnte sich erstreckenden Forschungstätigkeit in Sachen Umweltzerstörung analysiert Kühling die Verführbarkeit des Menschen, der seine Erlösungsbedürftigkeit zunehmend verkennt und auf mechanistisch-technologische Erlösungsmächte setzt. Die Diagnose lautet: „Unsere Gesellschaft gleicht einem havarierten Schiff, das stetig die Fahrt beschleunigt, dabei aber einen defekten Steuerapparat hat und der Katastrophe zutreibt.“ Bei alledem bleibt der Ton durchweg unhysterisch.

WERNER THIEDE

## Engagiert Zeitzeugenbericht aus Israel



Arthur Koestler:  
**Mit dem Rücken zur Wand.**  
Elsinor Verlag, Coesfeld 2020, 174 Seiten, Euro 25,-.

Israel ist ein notwendiger Staat. Auch Deutsche Juden sagen, sie könnten dort hin, käme etwa die AfD an die Macht. Und ein unwahrscheinlicher, den unmittelbar nach der Unabhängigkeitserklärung am 14. Mai 1948 reguläre Armeen von fünf arabischen Staaten angegriffen haben, was er wider Erwarten vieler überstand. Der erfahrene Kriegsberichterstatte Arthur Koestler, seit der Abrechnung mit dem Kommunismus im Roman *Sonnenfinsternis* international bekannt, war als Zeitungskorrespondent von Anfang Juni bis Oktober dort. Was er erlebt und beobachtet hatte, schrieb er danach erneut auf: eine Mischung aus Reportage und Tagebuchnotizen, Reflexionen und Eindrücken von Begegnungen, die mit dem Titel *Nabaufnahme* die Mitte seines dreiteiligen, 1949 bloß auf Englisch erschienenen Buches *Promise and Fulfilment. Palestine 1917–1949* bildet.

71 Jahre später liegt dieser Teil nun gut eingeleitet und mit editorisch erhellendem Nachwort erstmals auf Deutsch vor – und zugleich die Frage nahe, ob das nötig oder gar Gewinn ist. Sie erübrigt sich, was den starken Autor angeht, der zuvor in Spanien nur knapp aus einer Todeszelle Francos entkommen war – so sehr er später auch mit Parapsychologischem irritierte. Er war dicht dran, er hatte viele Kontakte aus früheren Aufenthalten und war mit eigener zionistischer Prägung dem jungen Staat zudem ideell verbunden, was er mehrfach auch redlich zum Thema macht. So ist er in seinem Bericht parteilich, aber nie partiisch. Hinzu kommt ein Hauch von Abenteuer und erster Reihe: Als Reporter schöpft er aus dem Vollen und setzt häufig

### An dieser Ausgabe haben mitgearbeitet:

- Klaus-Martin Bresgott  
Germanist, Kunsthistoriker und Musiker, Berlin
- Dr. Carsten Brall  
Pfarrer, Bayreuth
- Dr. Matthias Braun  
Akademischer Rat an der Universität Erlangen-Nürnberg
- Martin Egbert  
Fotograf, Tecklenburg
- Roman Elsener  
Journalist, New York
- Udo Feist  
Autor, Dortmund
- Sigmar Gabriel  
Bundesminister a. D. und Vorsitzender der Atlantik-Brücke, Berlin
- Dr. Manfred Gailus  
Professor für Neuere Geschichte an der TU Berlin
- Marion Gardei  
Antisemitismus-Beauftragte der EKBO, Berlin
- Dorothea Hahn  
Journalistin, New York
- Arnd Henze  
WDR-Redakteur und Theologe, Köln
- Angelika Hornig  
Journalistin, Minden
- Dr. Dr. Klaas Huizing  
Professor für Systematische Theologie an der Universität Würzburg
- Paul Mertens  
Musikpädagoge, Berlin
- Andreas Mink  
Journalist, Pawcatuck/USA
- Dr. Marcia Pally  
Professorin für Englisch als Zweitsprache, New York
- Dr. Dagmar Pruin  
Präsidentin von Brot für die Welt, Berlin
- Dr. Peter Scherle  
Pfarrer i. R. der EKHN
- Ann-Helena Schlüter  
Organistin und Komponistin, Würzburg
- Katharina Scholl  
Pfarrerinnen und Repetentin der Hessischen Stipendiatenanstalt, Marburg
- Klaus Sieg  
Journalist, Hamburg
- Dr. Werner Thiede  
apl. Professor für Systematische Theologie an der Universität Nürnberg-Erlangen
- Dr. Christiane Tietz  
Professorin für Systematische Theologie an der Universität Zürich
- Dr. Roger Töpelmann  
Pfarrer i. R., Berlin
- Max Tretter  
Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Erlangen-Nürnberg
- Dominik Weyl  
Wissenschaftlicher Assistent an der Universität Zürich

### zeitzeichen-Service

Lesertelefon 0 69/58 098 -191

Emil-von-Behring-Straße 3  
60439 Frankfurt am Main  
kundenservice@gep.de

zeitzeichen ist die Nachfolgepublikation von: „Evangelische Kommentare“, „Die Zeichen der Zeit/Lutherische Monatshefte“ und „Reformierte Kirchenzeitung“. ISSN 1616-4164

Herausgegeben von  
Heinrich Bedford-Strohm, München  
Wolfgang Huber, Berlin  
Ilse Junkermann, Leipzig  
Isolde Karle, Bochum  
Annette Kurschus, Bielefeld  
Ulrich Lilie, Berlin  
Friederike Nüssel, Heidelberg  
Christoph Schwöbel, St. Andrews/Schottland  
Christiane Tietz, Zürich  
Gerhard Ulrich, Kappeln/Schlei  
Michael Weinrich, Bochum

Redaktion  
Reinhard Mawick (Chefredakteur)  
Philipp Gessler  
Kathrin Jütte  
Stephan Kosch  
Ständiger Mitarbeiter: Jürgen Wandel  
Sekretariat: Claudia Hollwedel, Diana Zschauer  
Abo-Marketing: Bernd Hummel

Jebensstraße 3, 10623 Berlin  
Tel. 030/310 0113 00, Fax 030/310 0118 00  
E-Mail: redaktion@zeitzeichen.net  
Internet: www.zeitzeichen.net

Beratende Mitarbeiter  
Johann Hinrich Claussen (Berlin),  
Johanna Haberer (Erlangen), Klaas Huizing  
(Würzburg), Jürgen Israel (Berlin),  
Reinhard Lassek (Celle)

Träger  
zeitzeichen gGmbH  
Geschäftsführer: Reinhard Mawick  
Jebensstraße 3, 10623 Berlin  
Vorsitzender des Verwaltungsrates: Ulrich Heckel

Verlag und Anzeigen  
Gemeinschaftswerk der  
Evangelischen Publizistik gGmbH,  
Emil-von-Behring-Straße 3,  
60439 Frankfurt am Main  
Telefon 069/580 98-0, Fax 069/580 98-363  
Anzeigen: m-public  
Anzeigenleitung: Yvonne Christoph  
Tel. 030/325 32 14 32, E-Mail: christoph@m-public.de  
Mediaberatung: Karin Dommermuth-Hoffmann  
Tel. 0261/39 49 5336  
E-Mail: dommermuth-hoffmann@m-public.de,  
www.m-public.de

Abonnement-Verwaltung  
Postfach 50 05 50, 60439 Frankfurt  
Tel. 069/580 98-191, Fax 069/580 98-226  
E-Mail: kundenservice@gep.de

Zeitzeichen erscheint monatlich und kann über  
jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag  
bezogen werden. Das Jahresabonnement kostet  
EUR 80,40 (inkl. Versandkosten). Ruheständler,  
Studierende, Vikare und Auszubildende erhalten  
bei Direktbezug Nachlässe. Einzelheft EUR 7,20.  
Preisänderungen vorbehalten.

Zeitzeichen im Daisy-Format für blinde und  
sehbehinderte Menschen. Tel. 0561/72 98 71 61  
oder per E-Mail: buero@debess.de

Satz  
Anika Müller-Näthe, verbum-berlin.de

Druck  
Strube Druck & Medien oHG  
Stimmerswiesen 3  
34587 Felsberg



## Zensiert

Marcel Proust: eine Amor fou



Lorenza Foschini:  
**Und der Wind weht durch unsere Seelen.**  
Verlag Nagel & Kimche, München 2021, 240 Seiten, Euro 22,-.

mit gelungenen Sprachbildern Akzente, die nachwirken.

Die anregende, fesselnde Lektüre ist pure Vergegenwärtigung. Die Wendung „Mit dem Rücken zur Wand“ ist dabei ein wiederkehrendes Motto, das historisch und geografisch überaus zutreffend ist, und zugleich auch ein Versuch, den Sieg über die Übermacht zu verstehen oder zumindest zu deuten: „Die Juden hatten keine andere Wahl, als dort zu bleiben, wo sie waren, oder unterzugehen. Genau diese Erwägung bestimmte die Strategie des Krieges auf jüdischer Seite.“

Dass die deutsche Ausgabe die Wendung zum Titel nimmt, ist triftig. Koestler illustriert und dramatisiert sie mit markanten Nahaufnahmen wie der von zwei Männern, die den Angriff einer syrischen Panzerkolonne auf einen Kibbutz mit aus nur geringer Entfernung geworfenen Molotowflaschen stoppen konnten: „Eine davon warf Shalom Hochbaum aus Kattowitz, der zwei Jahre zuvor nach Degania gekommen war, nachdem er fünf Jahr in Konzentrations- und Flüchtlingslagern verbracht hatte. Die zweite hatte Yehuda Sprung aus Krakau geworfen, achtunddreißig Jahre alt, Frau und zwei Kinder, zwölf Jahre in Degania, davor Jurastudent an der Krakauer Universität. Keiner von beiden hatte jemals zuvor einen Panzer gesehen.“ Ihre unvermeidliche Furcht erwähnt er ebenfalls, aber nicht um Helden zu stilisieren, sondern um die Kriegssituation aus jüdischer Perspektive spürbar zu machen. Dazu gehört auch die Abfuhr, die er bekam, als er sich kritisch äußerte: „Im Kampf ums Überleben ist Objektivität ein Luxus und Distanziertheit ein Verbrechen“, notiert Koestler da ins Tagebuch zum eisigen Verhalten der Leute aus Ein HaShofet, die er immerhin so gut von früher kannte, dass ihr Kibbutz Modellpate für die fiktive Kollektivsiedlung in seinem Palästina-Roman *Diebe in der Nacht* gewesen war. Zu der aktuellen, unselig vergifteten postkolonialistischen Israel-Debatte trägt das Buch allenfalls den Hinweis bei, dass die grundsätzliche Problematik im zionistischen Diskurs lange bekannt war. Allein, so Koestler, es blieb keine Wahl. Dem engagierten Zeitzeugenbericht ist die zeitliche Distanz wenig anzumerken, und dank der nun rahmenden Texte ist die gelungene Edition eine Art Kondensat des Buches, dem er entnommen ist.

UDO FEIST

Eine der vielen Neuerscheinungen anlässlich des 150. Geburtstags von Marcel Proust (1871–1922) im Juli (siehe auch Seite 72) behandelt die Liebe und Freundschaft zwischen ihm und dem Musiker Reynaldo Hahn. Anhand von Briefen und Skizzen hat die Autorin Lorenza Foschini rekonstruiert, wie sich eine Jugendliebe in eine lebenslange Freundschaft verwandeln konnte und Hahn in den Mittelpunkt der *Suche nach der verlorenen Zeit* rückte, ohne jemals genannt zu werden. Als sie sich in den Salons der mondänen Pariser Gesellschaft kennenlernen, ist Proust noch ein unbekannter, aufkeimender Schriftsteller, Reynaldo Hahn bereits ein gefeierter junger Komponist und Musiker, ein Wunderkind aus Caracas. Berühmt, schön und exotisch, dazu von jüdischer Herkunft, scheint er wie vorgesehen für Proust.

Für die jungen Männer von Welt war es Liebe auf den ersten Blick, eine Amor fou. Zwar stand die Homosexualität seit Ende des 18. Jahrhunderts in Frankreich nicht mehr unter Strafe, doch war sie gesellschaftlich nicht akzeptiert, auch wenn der Freundeskreis der beiden schönen und begabten jungen Männer Diskretion übt. So schwanken die Verliebten in dem Wissen, dass in England gerade Oscar Wilde für dieses „Vergehen“ zu zwei Jahren Zuchthaus verurteilt wurde, zwischen Schuld und Euphorie. In ihren Briefen reden sie sich oft in einer Geheimsprache an, die sich bis heute nicht endgültig dechiffrieren lässt, und stehlen diskrete Stunden auf Reisen in die Bretagne und Normandie. In einer Notiz zu den Guermtanes notiert Proust: „Unbedingt aufnehmen: Reynaldo,

der vor dem Himmel einer Meereslandschaft Hérodiade singt. Nie könnte ich das vergessen.“

Aber Proust, der Tyrann in Liebesdingen, hat das absurde Verlangen, den geliebten Menschen voll und ganz zu besitzen, was krankhafte Folgen nach sich zieht. Verdächtigungen, peinliche Befragungen, Nachforschungen läuten nach zwei Jahren das Ende der Beziehung ein, Reynaldo ist erschöpft. Und Proust, der Eifersüchtige, beginnt eine Affäre mit einem jungen Mann – eine von vielen in Folge. „Unsere Freundschaft hat nicht mehr das Recht, hier etwas zu sagen, dafür ist sie jetzt nicht mehr stark genug“, schreibt Proust am Ende dramatisch.

Man begegnet sich weiter bei gemeinsamen Bekannten und acht Jahre später flammt die Liebe wieder auf. Doch der Krieg und die neue Gesellschaftsordnung schaffen Probleme, die Verhältnisse haben sich umgekehrt, nun ist Proust der gefeierte Romancier, ausgestattet mit dem Prix Goncourt, während der Stern des Musikers gesunken ist. Proust lebt krank und isoliert in seinen eigenen vier Wänden, der andere neigt zu Depressionen, es gibt kaum noch Begegnungen in der Öffentlichkeit. Nun, das zeigen Briefe, gelingt es ihnen, in eine dauerhafte Freundschaft zu wechseln. Am Ende erfährt Reynaldo Hahn als erster vom Tod seines Gefährten und eilt zu ihm, um die folgende Nacht Wache an Marcells Totenbett zu halten.

Und der Wind weht durch unsere Seelen – das hatte Hahn beim Kennenlernen an den Rand einer Partitur geschrieben, ganz im schwärmerischen Stil jener Zeit. Nicht viel ihrer Korrespondenz blieb erhalten, denn nach Marcells Tod verbrannte die Witwe seines Bruders einen großen Teil seiner Papiere, Fotografien und Briefe, um die „Schande“ der Familie auszulöschen, Prousts Homosexualität. Das gleiche Schicksal, aus gleichem Grund, ereilte einen großen Teil der Briefe von Reynaldo Hahn. Noch nach dem Ableben der beiden Protagonisten wurde ihre Liebe zensiert, verdrängt und ausgelöscht. Anhand der noch vorhandenen Schriften bildet diese Biografie einer Beziehung kein kitschiges Abbild intimer Briefe ab, sondern ist leicht und romanhaft erzählt. Plaudernd führt Lorenza Foschini durch 237 Seiten, die auch ein Weg durch die Suche nach der verlorenen Zeit sind.

ANGELIKA HORNIG

## Zeitgeschichte

Porträt einer Kaiserin



Jörg Kirschstein:  
**Auguste Victoria.**  
Be.bra Verlag,  
Berlin 2021,  
192 Seiten,  
Euro 28,-.

Sie war rückwärtsgewandt und reaktionär. Das Urteil fällt der ausgewiesene Kenner der Hohenzollernfamilie, Jörg Kirschstein, über Auguste Victoria (1858–1921), die Ehefrau von Kaiser Wilhelm II., „aus heutiger Sicht“, wie er in seinem *Porträt einer Kaiserin* schreibt. Und doch hat es Auguste Victoria keineswegs verdient, dass man sich nicht für sie interessiert. Denn Auguste Victoria, im Volksmund auch „Kirchenjuste“ genannt, diese auffällig gekleidete Frau hat sich auf Fotografien mit ihren überlangen Perlenketten und der berühmten Ballonfrisur nicht nur optisch ins Gedächtnis geschrieben.

Nein, sie war zu ihrer Zeit populär, hat mit ihrem ausgeprägten sozialen Engagement und dem Bau zahlreicher Kirchen hohes Ansehen genossen. Noch heute tragen viele Kirchen und Einrichtungen ihren Namen. Zum 100. Todestag der Monarchengattin hat Jörg Kirschstein, Kastellan im Schloss Babelsberg, bislang unerschlossene Quellen für sein Porträt gesichtet, Briefe an Auguste Victorias Vater oder das Tagebuch der Oberhofmeisterin Gabriele von Alvensleben. Und so zieht das Buch Seite für Seite die Leser in seinen Bann. Kirschstein beschäftigt sich mit Auguste Victoria in all ihren Facetten: von ihrer Kindheit und Jugend in Gotha und Primkenau, ihrer schwierigen Verlobung und Hochzeit mit Prinz Wilhelm von Preußen, über ihre Aktivität als Repräsentantin des Kaiserreiches, Ehefrau und Mutter und ihr kirchliches Engagement bis hin zu ihrem Tod.

Es war eine Liebesheirat und Wilhelm II. wusste, was er an seiner Frau hatte, schätzte ihre Güte, Treue und ihre Liebe, erfährt die Leserin von Kirschstein. Und doch fällt im Gespräch mit Reichskanzler Bernhard von Bülow der Satz: „Man merkt ihr immer wieder an, dass sie nicht in Windsor

aufgewachsen ist, sondern in Primkenau.“ Dass die Kaiserin von einem übertriebenen Glaubenseifer geprägt war, schreibt der Hohenzollern-Experte. Schon in ihrer Kindheit und Jugend kam der religiösen Erziehung in ihrem streng lutherischen Elternhaus besondere Bedeutung zu. Diese legte den Grundstein für ihr späteres Engagement. Friedrich von Bodelschwingh gehörte 1888 zu den Gründungsmitgliedern des unter Auguste Victorias Schirmherrschaft stehenden „Evangelischen Kirchenhilfsvereins“. Auch die „Evangelische Frauenhilfe“ entstand 1899 auf ihre Anregung hin.

Seinen Reiz hat das *Porträt einer Kaiserin* auch als Zeitbild: die typische Erziehung einer Tochter aus hochadeligem Haus im 19. Jahrhundert, der Erste Weltkrieg, die Tage der Novemberrevolution 1918, der Verlust der staatspolitischen Macht mit dem niederländischen Exil. Jörg Kirschstein verbindet das alles wortgewandt und lebendig. Über 150 zum Teil bislang unveröffentlichte Abbildungen mit ausführlichen und wissenswerten Bildtexten dokumentieren das Porträt im Kontext seiner Zeit.

KATHRIN JÜTTE

## Heißes Land

Deutschland im Jahr 2050



Nick Reimer/  
Toralf Staud:  
**Deutschland  
2050.**  
Verlag  
Kiepenheuer &  
Witsch, Köln  
2021, 384 Seiten,  
Euro 18,-.

Der Klimawandel ist keine Glaubensfrage, sondern ein naturwissenschaftlich belegbarer Fakt. Es existieren Unmengen von meteorologischen Datenreihen, die über einen langen Zeitraum gesammelt wurden und bereits jetzt die Klimaerwärmung dokumentieren. Auf Grundlage dieser Daten lassen sich aber auch recht zuverlässige Aussagen über das Klima der nahen

Zukunft treffen. Wie wird der Klimawandel also Deutschland in dreißig Jahren verändert haben? Das war Ausgangsfrage, mit der die beiden Journalisten Nick Reimer und Toralf Staudt an die Arbeit gingen. Und auch hier ging es um Empirie. Sie führten mehrere hundert Interviews, sichteteten unzählige Forschungsberichte und Studien, reisten zu den Hotspots der deutschen Klimaforschung. Das Ergebnis: „Deutschland wird 2050 ein anderes Land sein – ein heißeres.“ Klingt banal, ist es aber nicht, weil die Auswirkungen unser Leben unsicherer machen werden. Und jeder und jede werden diese Auswirkungen spüren, und müssen sie zum Teil schon jetzt in ihre Planungen einbeziehen. Forstwirte sollten ohne die Fichte planen, Stadtplaner müssen Hochwasser und Hitze gleichzeitig bedenken, Immobilienkäufer lieber die Finger von Dachgeschosswohnungen lassen. Und dass jedes Altenheim, das jetzt gebaut oder modernisiert wird, klimatisierte Räume braucht, um viele Hitzetote zu vermeiden, ist nicht nur für kirchliche Betreiber eine wichtige Information. Apropos Kirchen: Sie könnten in den kommenden Jahrzehnten einen unerwarteten Zulauf bekommen. Zumindest ihre Räume, die als kühle Rückzugsorte notwendig werden.

Und das alles ist keine Dystopie oder Fiktion, auch wenn die Autoren ihr journalistisches Handwerk beherrschen und mit vielen Reportageelementen und flüssigem Stil ein auch für Klimalaiken gut lesbares Buch geschrieben haben, dessen Ansatz bislang einmalig ist. Alles, was sie beschreiben, werden viele der jetzt Lebenden noch erleben. Denn es wird mit der hohen Wahrscheinlichkeit geschehen, die auf Physik und Messungen beruhende Prognosen in sich tragen. Und die waren in der Klimaforschung bislang ziemlich treffsicher.

Dabei ist es gleich, ob die Welt ab sofort auf einen strengen Klimaschutzpfad einschwenkt oder nicht. Denn das Klimasystem ist träge, bis zur Mitte des Jahrhunderts wirken sich jetzt getroffene Klimaschutzmaßnahmen nur gering aus. Danach allerdings unterscheiden sich die Szenarien gewaltig. Es wird also so kommen oder noch viel schlimmer. Deshalb ist es nicht egal, was wir jetzt tun, um den Klimawandel zu begrenzen. Was zu tun ist, ist in dem Buch kein Thema, das haben Nick Reimer und Toralf Staudt in ihrem Buch *Wir Klimaretter* aufgeschrieben. Denn eigentlich wissen es ja auch alle. Wir müssten es nur tun.

STEPHAN KOSCH

## Joker

Eine Comicverfilmung, die mit Preisen überschüttet wird: unter anderem der Goldene Löwe in Venedig und der Oscar für den Hauptdarsteller. Und einer der größten Kassenerfolge des Jahres, über den berühmtesten Gegenspieler Batmans aus den Comics. In der Vergangenheit gab es legendäre Darstellungen des Jokers von Jack Nicholson und Heath Ledger, und dieser Film erzählt davon, wie ein verzweifelter, einsamer Mann von einer kalten, brutalen Gesellschaft zu einem Monster gemacht wird. Er orientiert sich dabei an Vorbildern aus den 1970er-Jahren, wie *Taxi Driver*, dessen Hauptdarsteller Robert de Niro hier zwar brilliert, aber der Film gehört dem großartigen Joaquin Phoenix in der Titelrolle.



122 Minuten  
Netflix ab dem 20. Juni

## Isle of Dogs

Greta Gerwig, Tilda Swinton, Yoko Ono, Scarlett Johansson, Bill Murray und viele andere sind in diesem Film dabei – im sehr zu empfehlenden Originalton, weil nur da ihre Stimmen präsent sind. Denn *Isle of Dogs* ist ein Stop-Motion-Animationsfilm, in dem durch die aufwändige Arbeit verblüffende Bilder entstehen. Regisseur Wes Anderson (*Grand Budapest Hotel*) erzählt eine Geschichte über die Vertreibung von Hunden, mit der sich ein Junge nicht abfinden will. Damit ist der Film ein Plädoyer für Toleranz und das Zusammenleben aller Kulturen. Das klingt naiv, aber zahlreiche Anspielungen auf Filmklassiker machen den Film zu einem visuellen Vergnügen.



102 Minuten  
Netflix ab dem 20. Juni

## The Tomorrow War

Kaum zu glauben, dass so eine Geschichte verfilmt wurde: Nachdem die Menschheit einer Invasion durch Aliens unterlegen ist, müssen verstorbene Soldaten aus dem Totenreich geholt werden, um den Krieg fortzusetzen. Wenn diese Idee überhaupt zu ertragen ist, dann nur mit viel Humor, und Hauptdarsteller Chris Pratt hat unter anderem in *Guardians of the Galaxy* bewiesen, dass er Action und Selbstironie verbinden kann wie Bruce Willis in seinen besten Tagen. Der Film sollte eigentlich in die Kinos kommen, wird aber wegen der Pandemie direkt als Stream gestartet. Und wenigstens der Titel stellt eine wichtige Frage: Wofür werden die Kriege von morgen geführt werden?



140 Minuten  
Prime Video ab dem 2. Juli

## Von Hannover nach Bielefeld



Foto: Sven Kriszto

Albrecht Philipps, Oberkirchenrat der Union Evangelischer Kirchen (UEK) im EKD-Kirchenamt in Hannover, wird am 1. November Ökumenedezernent im westfälischen Landeskirchenamt in Bielefeld. Der 50-Jährige folgt Ulrich Möller nach, der in den Ruhestand tritt. Bei der EKD ist er mit den ökumenischen Weltbünden befasst und koordiniert die Beziehungen zur Vereinigten Kirche Christi (*United Church of Christ*) in den USA, Kanada und Japan, mit der die UEK eine Partnerschaft verbindet.

## Gnadauer Altpräses wird Dekan

Michael Diener, der frühere Präses des pietistischen Gnadauer Gemeinschaftsverbandes, wird am 1. September Dekan des pfälzischen Kirchenkreises Gernersheim. Der 58-Jährige hatte Ende 2019 angekündigt, nicht mehr als Präses des Gnadauer Gemeinschaftsverbandes zu kandidieren. Diener war heftig kritisiert worden, weil er sich dafür aussprach, dass Schwule und Lesben in den pietistischen Landeskirchlichen

Gemeinschaften mitarbeiten dürfen. Diener gehört dem Rat der EKD an und dem Hauptvorstand der Deutschen Evangelischen Allianz.

## Wechsel beim Literaturportal

Wiebke Mandalka, leitende Redakteurin und Projektkoordinatorin des Evangelischen Literaturportals, des Dachverbandes der evangelischen öffentlichen Büchereien, wird dessen Geschäftsführerin. Sie ist Nachfolgerin von Gabriele Kassenbrock, die in den Ruhestand trat. Das Evangelische Literaturportal mit Sitz in Göttingen gibt Gemeinden Buchempfehlungen und Tipps zur Leseförderung und organisiert die Vergabe des Evangelischen Buchpreises.

## Opferbeauftragte berufen



Foto: picture alliance

Die DDR-Bürgerrechtlerin Evelyn Zupke ist neue Bundestagsbeauftragte für Opfer der SED. Die 59-Jährige soll in dem Amt, das nach dem Ende der Stasiunterlagenbehörde geschaffen wurde, dafür sorgen, dass die Interessen der Verfolgten des DDR-Regimes weiter Gehör finden. Zupke,

die aus politischen Gründen nicht studieren durfte, war Heilerzieherin im evangelischen Stephanus-Stift im Ost-Berliner Stadtteil Weißensee. Dort stieß sie zum Weißenseer Friedenskreis, der sich im Umfeld der evangelischen Kirche gebildet hatte. Mit anderen Mitgliedern deckte Zupke Fälschungen bei der DDR-Kommunalwahl am 7. Mai 1989 auf. Nach dem Herbst 1989 arbeitete sie am Runden Tisch mit. Für ihr Engagement wurde Zupke vor zehn Jahren mit dem Verdienstorden des Landes Berlin ausgezeichnet. Weitere Infos zu Zupke: [www.jugendopposition.de](http://www.jugendopposition.de)

## Württembergischer leitet Missionarische Dienste

Der frühere Chef der württembergischen Diakonie Dieter Kaufmann, der auch dem Rat der EKD angehört, ist neuer Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft Missionarische Dienste (AMD). In diesem Amt folgt der 66-Jährige dem badischen Altlandesbischof Ulrich Fischer nach, der im vergangenen Herbst starb.

## Von Braunschweig nach Magdeburg

Jan Lemke, der im Landeskirchenamt der braunschweigischen Landeskirche die Rechtsabteilung leitete, ist neuer Präsident des Landeskirchenamts der mitteldeutschen Landeskirche. Der 54-Jährige erreichte in der Landessynode die notwendige Zwei-Drittel-Mehrheit im dritten Wahlgang. Lemke folgte Brigitte Andrae, 66, nach, die am 1. Juli in den Ruhestand trat.

## ANGEZEIGT

### Friedensdekade

Unter dem Motto „Reichweite Frieden“ steht die Ökumenische Friedensdekade, die vom 7. bis zum 17. November stattfindet. Für Gottesdienste ist ein Materialheft mit Liedern, Meditationen, einer Bildbetrachtung zum Plakatmotiv, einer Lesepredigt und Fürbitten erschienen. Es kostet 45 Cent. Bestellschrift: [versand@ekd.de](mailto:versand@ekd.de). Zum Runterladen: [www.ekd.de/bittgottesdienst2021](http://www.ekd.de/bittgottesdienst2021).

## Hamburger Bischöfin wiedergewählt

Kirsten Fehrs, die seit zehn Jahren evangelische Bischöfin des Sprengels Hamburg und Lübeck ist, ist wiedergewählt worden. Die 59-Jährige erhielt 141 von 145 Stimmen. Es war die erste digitale Bischofswahl durch die Landessynode der Nordkirche. Fehrs Amtszeit beträgt zehn Jahre, aber sie muss in acht Jahren altershalber in den Ruhestand treten. Schleswig-Holsteins Ministerpräsident Daniel Günther gratulierte Fehrs und bescheinigte ihr, „eine Bischöfin mit Herz“ zu sein und „für eine weltoffene und tolerante Kirche“ zu stehen, die „sich stark macht für die Schwächeren in der Gesellschaft“. Zum Sprengel Hamburg und Lübeck gehören 225 Kirchengemeinden mit über 750 000 Mitgliedern.

## Trauung am See oder im Cafe

Mit einer Ritualagentur möchte die Nordkirche mehr Leute gewinnen, sich bei wichtigen Lebensstationen kirchlich begleiten zu lassen. In Hamburg startete ein Pilotprojekt, das den Zugang zu Taufen, Trauungen und Trauerfeiern erleichtern soll. Es soll ab dem kommenden Frühjahr diejenigen erreichen, die keine Verbindung zur Ortsgemeinde haben. Angeboten werden „Trauungen am See oder im Lieblingscafé, Taufen im Garten oder in der Elbe“ und „Trauerfeiern im Wald“.

Foto: picture alliance



Königin Elisabeth II. 2015 im Garten des Buckingham-Palastes mit Libby Lane, die sie zuvor zur ersten Bischöfin der Kirche von England berufen hatte.

## Bedford-Strohm erleichtert

Der EKD-Ratsvorsitzende und bayerische Landesbischof Heinrich Bedford-Strohm sagte dem *Evangelischen Pressedienst* (epd), er könne seine Erleichterung darüber „nicht verhehlen“, dass der Papst einen Rücktritt des Münchner Erzbischofs Reinhard Marx abgelehnt hat. Denn „wir brauchen die Stimme von Kardinal Marx – für die Ökumene, für die Reformprozesse der Kirche und auch als Stimme öffentlicher Theologie“.

## Frauen kritisieren BasisBibel

Der Dachverband „Evangelische Frauen in Deutschland“ hat kritisiert, dass die „BasisBibel“ den hebräischen Gottesnamen mit „Herr“ wiedergibt, statt zum Beispiel mit „Gott“. Dies sei eine männerzentrierte Sichtweise, kritisierte die Vorsitzende Susanne Kahl-Passoth.

## Bischofsernennungen: Keine Beratung der Queen durch Boris Johnson?

In England wird darüber diskutiert, ob Premierminister Boris Johnson künftig der Königin den Zweiervorschlag übergeben darf, den der Königliche Nominierungsausschuss für die Besetzung eines anglikanischen Bischofssitzes macht. In der Regel ernennt die Königin, die weltliche Oberhaupt der Kirche von England ist, die Person auf Platz eins des Vorschlags. Das Vorschlagsrecht des Nominierungsausschusses, dem die Erzbischöfe von Canterbury und York und sechs Mitglieder der Generalsynode angehören, wurde vor 2007 vom Premierminister ausgeübt. Nun übergibt er nur noch den Zweiervorschlag der Königin. Umstritten ist aber, ob dies als „Beratung“ gilt. Denn nach einem Gesetz von 1829 ist es „nicht erlaubt, dass eine Person, die sich direkt oder indirekt zur römisch-katholischen Religion bekennt, Ihre Majestät bei der Ernennung oder Absetzung eines Amtsträgers in der Kirche von England oder in der Kirche von Schottland berät“. Die Frage wurde akut, nachdem durch seine kirchliche Trauung bekannt geworden war, dass Premier Johnson, obwohl er anglikanisch konfirmiert wurde, weiter der römisch-katholischen Kirche angehört, in der er als Baby getauft worden war. Ein Ausweg könnte sein, dass Johnson mit der Übergabe des Nominierungsvorschlages an die Königin Lordkanzler Robert Buckland beauftragt, der Anglikaner ist.

## Reformierte Gemeinde in lutherischer Landeskirche

Evangelisch-Reformierte Protestanten haben einen Förderverein gegründet, um eine Kirchengemeinde innerhalb der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Oldenburg zu gründen. Hintergrund ist, dass auf dem Gebiet der Landeskirche rund 4 000 reformierte Protestanten leben. Das benachbarte Ostfriesland ist eine reformierte Hochburg. Oldenburgs Bischof Thomas Adomeit kündigte an, dass die Landeskirche dem Förderverein beitrifft. Die oldenburgische Landeskirche gehört wie die württembergische, die ein „mildes Luther-tum“ pflegt, nicht zur Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands (VELKD).

## Das Spiel mit der Zeit

Vor 150 Jahren geboren: der Dichter Marcel Proust

ANGELIKA HORNIG

Sein Geburtstag lief für Marcel Proust (1871–1922) immer gleich ab: Maman lud seine Freunde ein, die Köchin kredenzt einen Kuchen zu Kakao oder Café au Lait, und man kann zweifelsohne behaupten, dass Proust ein echtes Mamakind war. Nach ihrem Tod 1905 hat er seinen Geburtstag, der sich am 10. Juli 2021 zum 150. Mal jährt, nicht mehr gefeiert. Er war krank, blieb in der elterlichen Wohnung und lebte fortan überwiegend im Schlafzimmer, dessen Wände, um Lärm abzuhalten, mit Kork ausgeschlagen waren, umsorgt von seinem Dienstmädchen und Chauffeur. Korrespondenz und Telefon verbanden ihn mit der Welt. Sein monumentales Werk *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit*, kurz „Recherche“ genannt, schrieb er im Bett.

Es ist ein Phänomen: Jeder, der sich mit Literatur befasst, kennt es, die meisten kennen allerdings lediglich Teile des siebenbändigen Werkes. Zu langweilig, sagen viele, die sich nur auf den ersten Band eingelassen haben, in dem wenig passiert, vieles angedeutet wird. Auf den ersten elf Seiten geht es nur um das Einschlafen des Erzählers, der sich dabei an das innere Kind erinnert. Aus der Sichtweise des Jungen ziehen sich die Stunden endlos und langsam, und so detailliert schreibt Proust, was Geduld einfordert und sehr viel Zeit. Aber gibt es nicht gerade jetzt, unter Corona, davon zur Genüge?

Anstatt die Tage zu füllen mit schnell vergessenen Filmen oder dem Internet, kann man hier in ein Experiment abtauchen: sich zur Langsamkeit zwingen, zur Genauigkeit, zum Spiel mit der Zeit. Und dann tut sie sich auf, die Schönheit des Proustschen Schreibens, denn er verfasst keine einfachen Sätze, sondern Labyrinth aus Metaphern, Verweise auf Kunst, Anspielungen auf Politik, Judentum und Homosexualität. Seine Themen sind elementar: Freundschaft, Liebe, das Altwerden und der Tod. Es geht um Begierden, Eifersucht, Verrat und das alles spielt sich in der untergehenden Welt der Belle Époque im Paris des späten 19. Jahrhunderts ab.

Prousts Methode, sich zu erinnern, ist eine Hommage an die Sinne. Mit der berühmten Lindenblütentee-Madeleine-Episode führt er in das Motiv der sinnlichen Erinnerung ein. „Eine Stunde ist nicht nur eine Stunde; sie ist ein mit Düften, mit Tönen, mit Plänen und Klimaten angefülltes Gefäß“, schreibt er.

Alles, was im ersten Band angerissen, angedacht wird, variiert Proust in verschiedenen Konstellationen und Lebensgeschichten seiner skurrilen, egozentrischen, oft versnobten Protagonisten. Immer kurzweiliger werden seine Erzählungen, die Zeit vergeht schneller im neuen Jahrhundert oder – die alte Frage – ist es das Alter, was die Zeit schneller vergehen lässt? Die aus den Fugen geratene Welt des Ersten Weltkriegs und die Entdeckung der Homosexualität geraten in den Fokus des vierten Bandes *Sodom und Gomorrha*. Er ist endgültig erwachsen, erkennt Laster, Dünkel und Scheinheiligkeit, Intrigen und Skandale nehmen Fahrt auf. Im letzten Band *Die wiedergefundene Zeit* läuft Proust zu Hochform auf, auf dem „Ball der Greise“ vollführen die noch lebenden Personen eine letzte, groteske Pirouette.

Proust fasziniert so, dass über ihn mehr geschrieben wurde, als er jemals veröffentlicht hat, und sein Geburtstag ist Anlass genug, dieses Proust-Universum zu erweitern. Voran geht eine neue Übersetzung der Recherche, gefolgt von bisher unveröffentlichten Briefen und Erzählungen. „Die Zeit ist zu kurz und Proust zu lang“, schrieb Alain de Botton vor Jahren in seinem amüsanten Buch *Wie Proust Ihr Leben verändern kann*. Und wie kontert Marcel Proust kurz vor seinem Tod 1922? „Die Zeit, sie ist tückischer, als sie scheint – sie ist nicht nur verloren, sondern von jeher unsichtbar.“ ◀

### HÖRTIPP

Seit Beginn des Jahres wird Marcel Prousts Roman *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit* im RBB als Podcast gesendet. Die 329 Folgen werden von dem Schauspieler Peter Matić gelesen.

### NOTABENE

- Vor einem zunehmenden Mangel an Trinkwasser hat der Präsident des Bundesamts für Bevölkerungs- und Katastrophenschutz, Armin Schuster, gewarnt. In einem Interview mit dem Redaktionsnetzwerk Deutschland (RND) sagte er: „Wir stecken längst mitten in den Folgeerscheinungen der Klimakrise. Da ist das Ende noch gar nicht absehbar.“ Sein Amt denke jetzt darüber nach, „was passiert, wenn die Folgen des Klimawandels nicht früh genug gestoppt werden können.“

- Noch ist davon leider nichts zu sehen. Im Gegenteil: Die CO<sub>2</sub>-Konzentration in der Atmosphäre hat trotz der durch die Lockdowns erzwungenen Produktionsrückgänge und Mobilitätseinschränkungen einen neuen Rekordwert erreicht. Das Mauna-Loa-Observatorium auf Hawaii, das seit 1958 den Kohlendioxid-Anteil in der Atmosphäre misst, verzeichnete am 3. April 2021 einen neuen Rekordwert: 421 ppm Kohlendioxid. Für den Wissenschaftsjournalisten Christian Schwägerl ist das ein Fanal. Er schreibt auf dem Webportal *Riffreporter*: „Wer die Klimakrise jetzt auch nur einen Moment aus den Augen verliert, schickt jeden Menschen auf der Erde, der jünger als 60 Jahre ist, in eine tiefrote Hochrisikozone.“

- Und die wird heiß, auch in Deutschland. Das Umweltbundesamt warnt in seiner aktuellen Risikoanalyse: „Die durchschnittlichen Temperaturen steigen ebenso wie die Anzahl der heißen Tage mit einer Maximaltemperatur über 30 Grad: Durchschnittlich waren es um 1950 in Deutschland drei Tage, aktuell sind es zehn, Mitte des Jahrhunderts können es bei einem starken Klimawandel neun bis 15 und Ende des Jahrhunderts 18 bis 33 heiße Tage im Jahr sein, in einzelnen Jahren noch deutlich mehr.“ Bereits jetzt sterben in der Bundesrepublik Deutschland etwa 20 000 Menschen pro Jahr an den Folgen von Hitze.



## Älter und vitaler als vermutet

Die Europäische Union wird oft auf ein technokratisch-ökonomisches Projekt reduziert, das nach den Verheerungen des Zweiten Weltkriegs entstand. Diese Tagung will tiefer bohren: Die Teilnehmerinnen hören nicht nur Vorträge über Europaideen des 19. Jahrhunderts, sondern lesen miteinander auch Texte dazu. Und gefragt wird nach der Perspektive des europäischen Projekts.

Anmeldeschluss: 30. August.  
**Ach Europa! Kulturen, Krisen und Kräfte eines Kontinents. Philosophisch-politische Sommerakademie 2021**  
10. bis 11. September,  
Evangelische Akademie Bad Boll, Telefon: 071 64/793 42,  
E-Mail: [cornelia.daferner@ev-akademie-boll.de](mailto:cornelia.daferner@ev-akademie-boll.de),  
[www.ev-akademie-boll.de](http://www.ev-akademie-boll.de)

## Schutz vor Rechtsbrechern

Im Inland sorgt die Polizei für die Einhaltung der Gesetze und hält Rechtsbrecher durch die Androhung von Waffengewalt in Schach. Kann das Militär Ähnliches leisten, wenn ein Staat einen anderen bedroht? Oder muss die Sicherheit von Staaten anders geschützt werden, durch internationale Polizeieinsätze oder gewaltfrei? Um solche Fragen geht es bei dieser Tagung in Bad Herrenalb. Anmeldeschluss: 10. September.  
**Sicherheit neu denken. Weltinnenpolitik und Internationale Polizei. Von militärischer zu ziviler und polizeilicher Sicherheitspolitik**

22. bis 24. September,  
Evangelische Akademie Baden, Telefon: 01 52/455 96 64,  
E-Mail: [ralf.becker@ekiba.de](mailto:ralf.becker@ekiba.de),  
[www.ev-akademie-baden.de](http://www.ev-akademie-baden.de)

## Bevor alles zu viel wird

Ein Burnout wird oft von Betroffenen, aber auch von ihrer Umgebung oft erst (zu) spät erkannt. Diese Tagung, die in Münster stattfindet, möchte in Vorträgen und Einzel- und Gruppenarbeit Präventions- und Hilfsmöglichkeiten aufzeigen. Und dies wird durch Achtsamkeitsübungen ergänzt.

**Stress-Überforderung-Emotionale Erschöpfung. Burnout frühzeitig erkennen und vorbeugen**

22. bis 24. September, Katholische Akademie Franz-Hitze-Haus, Telefon: 02 51/981 84 44,  
Fax: 02 51/981 84 80,  
E-Mail: [niederschmid@franz-hitze-haus.de](mailto:niederschmid@franz-hitze-haus.de), [www.franz-hitze-haus.de/info/21-229](http://www.franz-hitze-haus.de/info/21-229)

## Kontroversen nicht ausgespart

Die Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart gehört zu den ersten, besten Adressen in Deutschland, wenn es um den christlich-islamischen Dialog geht. Bei dieser Tagung, die in Weingarten stattfindet, das an der Bahnlinie Ulm-Friedrichshafen liegt, geht es auch um kontroverse Fragen im christlich-islamischen Dialog. Vertreter beider Religionen schildern ihre Sicht des Gegenübers und machen deutlich, wie Christentum und Islam ihre ethischen Vorstellungen in eine säkulare Gesellschaft einbringen.

**Christlich-Islamische Beziehungen im europäischen Kontext**

26. September bis 1. Oktober, Akademie Diözese Rottenburg-Stuttgart, Telefon: 07 11/164 07 22,  
E-Mail: [dihm@akademie-rs.de](mailto:dihm@akademie-rs.de),  
[www.akademie-rs.de](http://www.akademie-rs.de)

## Zeichen der Zeit

STEPHAN KOSCH

Er hat Karriere gemacht: der Doppelpunkt. Früher hätte ich wahrscheinlich zwischen „gemacht“ und „der“ einen Gedankenstrich gemacht oder gar nur ein ordinäres Komma. Aber damit würde ich mich als ziemlich traditioneller Sprachnutzer outen. Und wer will das schon sein, in diesen Zeiten, in denen sich gesellschaftlicher und persönlicher Fortschritt am Sprachgebrauch zeigt. Boomer bin ich ja schon, da muss ich doch nicht auch noch so reden und schreiben.

Denn dass der Sprachgebrauch steter Änderung unterliegt, ist für die eifrig Bearbeitenden von Manuskripten, wie es Medienschaffende nun einmal sind, nichts Neues. So ist mir schon seit einigen Jahren aufgefallen, dass zum Beispiel der Gebrauch des Doppelpunkts zunimmt, und zwar auch an Stellen, an denen früher andere Zeichen gesetzt wurden. Was bedeutet es, wenn immer öfter statt eines kleinen Kommas, das es grammatikalisch auch tun würde, oder eines Gedankenstrichs nicht nur ein Punkt, sondern gleich ein Doppelpunkt gemacht wird?

Die Antwort könnte in der Frühgeschichte des Kolons liegen, der ja schon ab dem 4. Jahrhundert vor Christus genutzt wird. Er mag nämlich die Bühne. In dramatischen Texten, vor allem Komödien, und in den platonischen Dialogen grenzte der Doppelpunkt die einzelnen Sprecher voneinander ab. Wenn der Gedankenstrich nun immer öfter zum Doppelpunkt wird, könnte man das als Reflex auf unsere veränderte Debattenkultur sehen. Wo früher schreibend und lesend der Wörterstrom unterbrochen wurde, um nachzudenken, kündigt der Doppelpunkt nun mit der ihm eigenen Eitelkeit Dramatisches an: Mein Auftritt, Herr Kollege! Meine Bühne! Mein Statement!

Doch nicht nur als Verweis auf den Presenter-Modus surft der Doppelpunkt auf der Zeitgeistwelle. Er macht auch als Genderwerkzeug Karriere und dem jungen Sternchen seinen Platz streitig. Graphisch sprengt er weniger das Schriftbild, soll aber das Gleiche aussagen: Mann, Frau und alle anderen Geschlechter sind mitgemeint. Und tatsächlich hilft der Doppelpunkt ganz uneitel der Software, die etwa Blinden Texte vorliest. Sie weiß nämlich nicht, was sie mit einem Sternchen im Text anfangen soll, macht aber bei einem Doppelpunkt automatisch eine kleine Pause. Das war ein Grund, warum zum Beispiel die Hansestadt Lübeck Ende 2019 den Gender-Doppelpunkt für die interne und externe Kommunikation der Stadtverwaltung einführte.

Bei so einem Multitalent haben es Komma und Gedankenstrich schwer und müssen sich wohl oder übel ins Halbdunkel der Sprachbühne zurückziehen, wo auch schon das Semikolon auf seine rar gewordenen Auftritte wartet. Aber halt: Wäre das eindeutig uneindeutige Strichkomma nicht eigentlich das passende Symbol für das sprachliche Miteinander in versöhnter geschlechtlicher Verschiedenheit? Darüber sollte man vielleicht mal – nachdenken. ◀

## In der nächsten Ausgabe



Foto: picture alliance

### Vom Glück des Gehens

Hauptsache raus, auf der Suche nach singenden Vögeln, blühenden Blumen, Sonne und anderen Menschen. Die vergangenen Monate während der Corona-Pandemie haben viele von uns auf die Straßen, die Felder, in die Parks getrieben. Die Wohnung oder das Haus für eine Runde oder einen Gang zu verlassen, war oft die einzige Möglichkeit, Abstand vom Alltäglichen zu bekommen. Grund genug, dem Gehen auf die Spur zu kommen. Seit wann und warum gehen Menschen spazieren? Eine kleine Kulturgeschichte des Gehens formuliert die Dortmunder Professorin für Kulturanthropologie, Gudrun König. Über die Renaissance des Stadtgehens berichtet der Journalist und Schriftsteller Uwe Rada. Er nutzt die Füße als Verkehrsmittel. Und der habilitierte Alttestamentler Martin Rösel (Rostock) wirft einen Blick in die Bibel. Bernd Lohse, Pilgerpastor aus Hamburg, gibt Auskunft darüber, was mit Körper, Geist und Seele beim Gehen passiert, wenn wir pilgern. Auch das Interview mit Peter Frenkel (Potsdam) steht im Zeichen des Gehens: Frenkel gewann 1972 die Goldmedaille im 20-km-Gehen bei den Olympischen Spielen in München.

### Grenzen der Verkündigung

Den badischen Pfarrer und Buchautor Michael Beile stört es, dass es in den Landeskirchen der EKD Kollegen gibt, die extrem konservativ, ja fundamentalistisch sind und deren Verkündigung sogar Gegenstand strafrechtlicher Verfolgung wird – wie zuletzt in Bremen im Fall Olaf Latzel geschehen. Er fordert in *zeitzeichen*, dass hier der Rahmen der Verkündigung im Interesse aller etwas enger gezogen wird und klare Pflöcke eingeschlagen werden.

### Jahrhunderttheologe Harnack

Der ehemalige EKD-Ratsvorsitzende und *zeitzeichen*-Herausgeber Wolfgang Huber erinnert in einem Beitrag an den exzellenten Wissenschaftsorganisator und großen Theologen Adolf von Harnack (1851–1930), der zeitlebens eine gewisse Distanz zur Kirche hielt – was auf Gegenseitigkeit beruhte. Dennoch erwarb der Jahrhunderttheologe große Verdienste – auch und gerade für die Kirche.

### Suizid und Seelsorge

Das Urteil des Bundesverfassungsgerichts zum assistierten Suizid im Februar 2020 hat in Fachkreisen und in der politischen Öffentlichkeit intensive Diskussionen ausgelöst. Die einen sehen in dem Urteil eine wichtige Bestärkung persönlicher Selbstbestimmung. Andere befürchten, dass es zu einer Vernachlässigung des Lebensschutzes kommen könnte. In einem Gespräch mit der theologischen Referentin im Zentrum für Gesundheitsethik an der Evangelischen Akademie Loccum, Dorothee Arnold-Krüger, spricht *zeitzeichen*-Redakteurin Kathrin Jütte über Einstellungen und Erfahrungen in der seelsorglichen Begleitung eines assistierten Suizids.

## QUARTETT-KARTENSPIEL KIRCHE FÜR KINDER

Sieben Quartette zum Kennenlernen von Symbolen und Bedeutungen im Kirchenraum.

Illustriert von Imke Trostbach und von Klaus-Martin Bresgott in Reime gebracht.

Für Kinder ab sechs Jahren.

Skat-Format 59×91 mm  
28 Spielkarten in Faltschachtel  
Schutzgebühr 3,00 Euro+ Versand  
Erhältlich über kultur@ekd.de



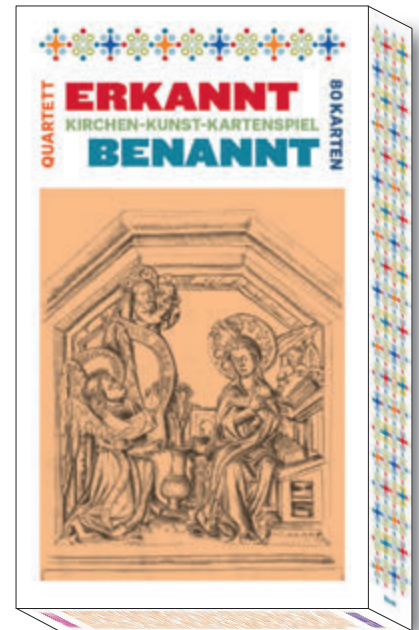
Tarot-Format 70×120 mm  
80 Spielkarten in Faltschachtel  
Schutzgebühr 5,00 Euro + Versand  
Erhältlich über kultur@ekd.de

## QUARTETT-KARTENSPIEL ERKANNT, BENANNT

Ein Kirchen-Kunst-Kartenspiel mit 20 Quartetten zum Erkennen und Benennen von Architektur und Ikonografie im Kirchenraum anhand konkreter Beispiele der Kirchenlandschaft Deutschlands.

Von Barbara Krückemeyer gezeichnet, ausgewählt und beschrieben von Klaus-Martin Bresgott.

Für alle ab zwölf Jahren.



AUSSERDEM ERHÄLTlich

## CD 432 KLÄNGE AUS DER ZEIT FÜR DIE ZEIT ATHESINUS CONSORT BERLIN

KLAUS-MARTIN BRESGOTT  
ULRICH NOETHEN, GERHARD SCHÖNE, PASCAL VON WROBLEWSKY

Werke von Bach, Guerrero, Schöne, Steinmetz, Waits, Jennefelt

In Koproduktion mit  
Deutschlandfunk Kultur

ISBN: 0-745178-1720-66  
15,00 Euro  
Erhältlich über kultur@ekd.de oder  
info@athesinus-consort.de



# Jetzt chrismon plus lesen und Geschenk sichern!

## Ihre Vorteile:

- + Lieferung jeden Monat zuverlässig und bequem nach Hause
- + Wunschgeschenk zur Auswahl  
Mehr Auswahl finden Sie unter [chrismon.de/abo](http://chrismon.de/abo)
- + Nach einem Jahr jederzeit kündbar



**Gleich bestellen!**

[www.chrismon.de/abo](http://www.chrismon.de/abo)



Wenn Sie jetzt ein Jahresabo von chrismon plus bestellen, bedanken wir uns bei Ihnen mit einem Geschenk Ihrer Wahl:

Eine **BasisBibel**  
in der Farbe Ihrer Wahl



Oder: ein **Best-Choice-Einkaufsgutschein**  
im Wert von 25 Euro

Das Jahresabonnement kostet 58,80 Euro.

## Bestellen Sie jetzt:

☎ 0800 758 75 37  
(gebührenfrei)

🌐 [www.chrismon.de/abo](http://www.chrismon.de/abo)

✉ chrismon-Leserservice  
Postfach 50 05 50  
60394 Frankfurt am Main